Altpreußische
Monatsschrift.

Der
Neuen Preussischen Provinzial-Blätter
sechste Folge.

Begründet von **Rudolf Reicke** und **Ernst Wichert.**

Unter Mitwirkung von
Erich Joachim, Gottlieb Krause, Max Perlbach, Franz Rühl u. A.

herausgegeben
von
August Seraphim.

Der Monatsschrift L. Band. Der Provinzialblätter CXVI. Band.

Viertes Heft.

KÖNIGSBERG I. PR.
VERLAG VON THOMAS & OPPERMANN
(FERD. BEYER'S BUCHHANDLUNG).
1913.

Inhalt.

I. Abhandlungen:

II. Kritiken und Referate:

Zur Vorgeschichte der Befreiungskriege, Kriegsberichte von 1812.

Herausgegeben von **Frh. A. v. Schoenaich**, Major, zugeteilt dem Grossen Generalstabe.

(Schluss.)

Bericht des Lazaretkommissarius, Hauptmanns v. Voß.

Elbing, den 10. Januar 1813.

„In den hiesigen Hospitälern befanden sich gestern 1390 Soldaten incl. 105 Offizieren. Ausser einigen Offizieren konnte kein Kranker evakuirt werden. Die 30 französischen Gensd'armes, welche mehrere Wagen hierher bringen sollten, sind bis zu dieser Stunde noch sämmtlich ausgeblieben. Truppen, welche den Weg nach Marienburg nehmen wollten, stiessen auf Kosacken und kamen mit den Bagagewagen zurück. Derselbe Fall fand mit 16 Wagen, welche Preussisches Pulver geladen hatten, und mit einer Anzahl Pontons statt, die wieder umkehren und darauf den Weg nach Neuteich einschlagen mussten. Sechs Wagen mit Preussischem Pulver von Königsberg aus beladen und nach Graudenz bestimmt, müssen noch bis morgen hierbleiben, da keine Pferde beizubringen sind.

Marschall Macdonald hat sich von Braunsberg zurückgezogen und steht mit dem Korps eine Meile von Elbing. Im Amte*) steht ein Regiment Russischer Infanterie und in derselben Gegend viele reitende Artillerie.

Der König von Neapel hat die Wache vor seinem Hause verdoppelt. Die Kosacken umschwärmen die Stadt in allen Richtungen. Vor 100 Jahren rückten in dieser Nacht die Russen in Elbing ein**). Die Bürger patrouilliren und bewachen ihre Wohnungen und Speicher."

(Geh. St.-Archiv Rep. 74.)

---

*) unleserlich, wahrscheinlich „Rödersdorf".

**) Elbing, bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts schwedisch, wurde während des nordischen Krieges von den Russen unter General v. Nostiz erstürmt. aber nicht 1713, sondern bereits 1710.

Regierungspräsident v. Wissmann an Hardenberg.

Marienwerder, den 10. Januar 1813.

Er teilt zunächst einige unwesentliche Nachrichten über die Bewegungen der französischen und russischen Truppen mit, die der Vervollständigung und Bestätigung bedürfen. — —

„Der General v. Bülow ist mit den Königsberger Depôts und den übrigen zusammengezogenen Truppen heute in der hiesigen Gegend eingetroffen, und da er bei der Unsicherheit derselben die Truppen auf das linke Weichsel-Ufer verlegt, ist er selbst nur hier durch und nach Neuenburg gegangen, von wo er das Korps nach Pommern führen, und sich nach Neustettin begeben will. Der General hat mir gestanden, dass ihm die Russen bis jetzt beständig auf dem Fusse gefolgt sind und ihn sehr füglich hätten abschneiden können. Sie haben indessen absichtlich seinen Marsch nicht gehindert, und er hat deshalb auch heute früh in Riesenburg mit einem Russischen Parlamentär eine Verhandlung gehabt. Die ausgehobenen Beurlaubten, Krümper und Rekruten aus den Provinzen des rechten Weichselufers sind jetzt ziemlich vollständig in der Gegend von Graudenz versammelt und hier in der frohesten Stimmung, die aus dem von ihnen präsumirten politischen System entsteht, durchgegangen. Was sie leisten werden, wenn sie in dieser vorgefassten Meinung sich getäuscht sehen, ist nicht zu verbürgen. Da die Verpflegung des preussischen Korps unter dem General v. Bülow jetzt wichtiger wird, als die der französischen Armee Reste, so hat der Verpflegungs-Kommissarius, Baron v. Schrötter, sich heute mit einem Teil seines Büreaus nach Neuenburg begeben, und ich werde die hiesigen Verpflegungsgeschäfte in speziellere Aufsicht nehmen."

(Geh. St.-Archiv Rep. 74.)

Regierungspräsident v. Wissmann an Hardenberg.

Marienwerder, den 12. Januar 1813.

„Nachdem ich Euer Excellenz heute früh bereits die schleunige Retirade des französischen Korps und den Einzug der russischen Truppen in die hiesige Stadt ganz gehorsamst angezeigt habe, füge ich jetzt noch hinzu, dass diese Besetzung mit der möglichsten Ordnung vollführt ist. Der erste kommandirende Offizier welcher hier eintraf, war der Major

Graf v. Mussin Puschkin unter dem Kommando des Generals Tschernitscheff, der jedoch nicht in die Stadt kam. Später traf ein und übernahm das Kommando der Stadt der Kosacken Obrist Platow, ein Stiefsohn des Hetmans. Es sind für jetzt blos Kosacken hier angekommen, welche jedoch grösstenteils sogleich die Verfolgung des Feindes weiter fortsetzten, und man hat noch keine bestimmte Nachricht, ob der Vicekönig von Italien, der nach Neuenburg gehen wollte, nicht aufgefangen ist, da die Kosacken sogleich den nächsten Weg dorthin einschlugen, und man weiss, dass sie nur 1/4 Meile von ihm entfernt gewesen sind.

Obgleich der Schrecken kaum zu beschreiben ist, mit dem die Franzosen von hier entflohen, nachdem die ersten Kosacken erschienen, so ist doch eine bedeutende Anzahl zu Gefangenen gemacht. Der Brückenkopf ist nicht im Mindesten verteidigt, und nur einige von den dort befindlichen Kanonen sind in die Weichsel geworfen, zwölf aber in die Hände der Russen gefallen. Die Unordnung und Eilfertigkeit des Rückzuges war so gross, dass ein Detachement Badenscher Husaren, welches auf dem Wege nach Riesenburg in Gross Krebs aufgestellt war, gänzlich vergessen und in einem Scharmützel dicht bei der Stadt, teils gefangen, teils niedergemacht wurde.

Das Benehmen der russischen Kommandeurs, die ich bis jetzt gesprochen, ist im höchsten Grade artig und wohlwollend gegen das Land und die Einwohner, und alles, was preussisch ist, wird nicht im mindesten feindlich behandelt; aber freilich ist den Russen auch keine Voraussetzung gewisser, als die, dass Preussen gemeinschaftlich mit ihnen handeln werde. Jeder Kosack ist hiervon überzeugt, und ebenso sehr rechnet fast Jeder im Volke hierauf und begünstigt sogar die Zwecke der Russen. Von einer Antastung des Königlichen Eigentums oder von Beschlagnahme der Kassen ist noch nicht im Geringsten die Rede gewesen. Die Gensd'armerie wird von den Russen nicht nur gänzlich respektirt, sondern auch zu mancherlei Diensten in Anspruch genommen, welche ihr eigentlich in unserer Stellung gegen die russische Armee nicht zukommt. So habe ich heute einige Gensd'armen zur Aufsicht über die hier gemachten Gefangenen neben den Kosacken anweisen müssen, und konnte dies umso weniger ablehnen, da mir hierbei zugleich einige Hundert Gefangene Rekruten und Krümper, auch einige gefangene preussische Soldaten ausgeliefert wurden.

Die Magazine sind ebenfalls von den Russen unberührt geblieben; sie haben sich jedoch daraus verpflegen lassen, und erteilen über das Genommene Generalquittungen."

Einige Stunden später meldet Wissmann die Besetzung der Stadt durch Kasaken und den still erfolgten Abzug der französischen Truppen.

Regierungsrat Buchholtz an Graf Lottum*).

Posen, den 18. Januar 1813.

„S. K. H. der Vicekönig von Italien sind am Sonnabend nach 3 Uhr Abends von Marienwerder hier angekommen. Hoch dieselben haben ihr Absteigequartier ebenfalls auf der Präfektur genommen und befinden sich nebst dem Fürsten von Neufchâtel, der von seiner Krankheit nicht hergestellt worden, noch daselbst. Dagegen sind S. M. der König von Neapel am Sonntag früh um 4 Uhr von hier abgereist, nachdem S. K. H. dem Vicekönige das Kommando der grossen Armee förmlich übertragen worden. Man sagt, S. M. hätten beschlossen, nach Neapel zurück zu kehren, ohne weiteren Anteil an dem unglücklichen Kriege zu nehmen. Andere behaupten, Höchstdieselben würden vor der Hand in Dresden bleiben. Den Vicekönig soll ein Trupp Kosacken genötigt haben, Marienwerder aufs schleunigste zu verlassen. Es wird sogar erzählt, er habe sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster gerettet und den besten Teil seiner Equipage bei dem Überfall eingebüsst.

Der König von Neapel ist hier sehr unzufrieden gewesen und hat dem Präfekten wegen Absendung der Kassen bittere Vorwürfe gemacht. S. M. verlangten 15000 Dukaten auf Anweisungen auf Paris zur Fortsetzung ihrer Reise, die ihnen nicht gegeben werden konnten. Zuletzt hat man 10000 Taler zusammengebracht, und mit dieser Summe haben Höchstdieselben die Stadt verlassen. Der Departementalrat hat vorher noch die Weisung empfangen, alle seine Kräfte zur Rettung des Landes aufzubieten. Von der Unruhe, die in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, in Posen herrscht, bin ich ausser Stande, eine lebendige Schilderung zu machen. Die Westfälischen Truppen haben sich auf dem grossen Platze vor dem Komödienhause versammeln müssen, um die Befehle S. K. H. des Vicekönigs zu erwarten. Es heisst, dass sie mit den polnischen Kosacken die Stadt verteidigen sollen. Diese Verteidigung ist

*) Karl Friedrich Heinrich Graf Wylich und Lottum, stellvertretender Generaladjutant König Friedrich Wilhelms III.; starb 1841 als General der Infanterie und Staatsminister.

jedoch eine Unmöglichkeit, wenn die Russen, die sich nach allen in dieser Nacht eingegangenen Nachrichten schon gestern in Znin und Gonsawa befunden haben, mit Ernst vordringen sollten. Es wird daher auch wahrscheinlicher, dass man durch die Aufstellung der Westfälinger und Kosacken nur den Durchmarsch der übrig gebliebenen Kaiserlichen Garden, welche in den traurigsten Umständen ungefähr 600 Menschen stark heute angekommen sind, zu decken sucht. Was fliehen kann, flüchtet und rettet sich. Die Landstrassen nach Glogau, Meseritz und Driesen sind mit Wagen, Kavalleristen mit und ohne Pferde, mit Infanteristen ohne Gewehre und mit kranken Offizieren und Soldaten bedeckt, und Einer jagt den Anderen.

Auf der Präfektur ist alles gepackt. Das französische Hauptquartier wird wo nicht heute, so doch morgen von hier aufbrechen, da das hiesige Postamt Ordre hat, Niemandem, er sei wer er wolle, ohne Vorwissen des Prinzen von Neufchâtel Pferde zu verabfolgen. Posen kann sich nicht halten, denn es ist keine einzige Kanone hier, und die zum Dienst gezwungenen Kosaken gehen gewiss zu den Russen über. Die hiesigen Magazine sind von den Bürgern besetzt, um sie allenfalls gegen das Anstecken von Seiten der Franzosen zu verteidigen.

Von den sämmtlichen Divisionen der Kampagne Pferde S. M. des Kaisers Napoleon sind gestern 4 Bereiter, 15 Stallknechte und 40 Pferde zurückgekommen und heute über Glogau weiter gegangen. Hier waren im Mai v. Js. deren 1200. Der Graf Daru ist noch hier. Der Marschall Mortier, Herzog von Treviso, wird jeden Augenblick erwartet. Von Thorn höre ich, dass der Fürst Eckmühl**) entschlossen sei, es bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Die Besatzung daselbst wird jetzt auf 5000 Mann angegeben. Die Russen haben höchstwahrscheinlich Thorn umgangen. Am Sonnabend hat der Fürst von Eckmühl unter die Bürger Mehl verteilen lassen. Von der Munition sind die Kugeln am rechten Ufer aufgestapelt worden. In Bromberg hat sich die Präfektur selbst aufgelöset. In Lomza sind die Offizianten von den Russen in Eidespflicht genommen. Der Herzog von Abrantes***) hat seine Abreise nach Glogau auf morgen angesetzt. Soeben erfahre ich, dass das Reyniersche Korps den Befehl erhalten hat, Warschau und die dortigen Gegenden zu verlassen, und sich nach Glogau zurück zu ziehen.“

(Geh. St.-Archiv Rep. 74.)

**) Marschall Davoût.

***) Marschall Junot.

Schön an Hardenberg.

Gumbinnen, den 20. Januar 1813.

„Fortwährend ziehen russische Truppen der Armee nach, auf den Wegen, den die 3 Korps Wittgenstein, Platow und Tschitschagoff durch diese Provinz nehmen. Die Manneszucht, die die Offiziere halten wollen, ist sehr gut, aber einzelne Marodeurs und Nachzügler machen doch manche Excesse; doch beziehen sie sich in der Regel nur auf gewaltsames Nehmen von Essen, Trinken und Fourage. Die Strafe auf jeden angezeigten Excess ist sofort und sehr streng. Die Aufmerksamkeit gegen unser Gouvernement dauert fort, und selbst in Absicht Memels, wo man die Beschlagnahme der Kassen bis zur Bestimmung des Kaisers deshalb aussetzt, weil diese Stadt mittelst besonderer Kapitulation übergegangen ist, fängt man an, nachgebend zu werden. Wahrscheinlich kommt in diesen Tagen die Antwort des Kaisers.

Gestern sind S. Majestät der Kaiser Alexander in Lyck eingetroffen, bleiben 2 Tage da und gehen dann nach Johannisburg. Fürst Kutusow ist auch in Lyck. Der Kaiser sagte den ihm vorgestellten Gutsbesitzern: „je n'entre pas dans ce pays comme ennemi, je suis l'ami du Roi.“ Der Kaiser hat den ihm vorgestellten Offizianten sein Wohlwollen bezeugt.

Der Baron v. Stein trifft heute Abend von Lyck hier ein und geht morgen nach Königsberg. Er soll die Angelegenheiten Russlands, insofern sie Einfluss auf das hiesige Gouvernement haben, besorgen. Im Inneren bleibt die Stimmung gut. Die Nervenfieber raffen viele Menschen fort, die Sterblichkeit ist beispiellos und ziemlich allgemein. Gestern Abend starb der Direktor Schulz. Seine Majestät der König haben einen durchaus treuen Diener, und die Provinz einen vorzüglichen Mann verloren. Seine Einsicht und Kenntnis war gross — — —.“

(Geh. St.-Archiv Rep. 74.)

Regierungspräsident v. Wissmann an Hardenberg.

Marienwerder, den 20. Januar 1813.

— — — — „Westpreussen scheint jetzt von französischen Truppen ganz verlassen zu sein, nachdem die Überreste der Korps den Weg ebenfalls nach Posen genommen haben. Die russischen Vorposten unter Tschernitscheff stehen bis hinter Konitz; Tuchel ist stark besetzt. Der General Tschernitscheff persönlich ist aber gestern nach der Gegend von

Danzig zurückgerufen. Der General Fürst Taschmitt, welcher das hier kantonnirende Korps kommandirt, ist wegen Kränklichkeit in Riesenburg zurückgeblieben, und hier kommandirt für jetzt der General Rachmanoff. Einzelne Excesse dauern in der ganzen Gegend fort, liegen aber gewiss nur in der Natur der Truppen, und nicht in irgend einem bösen Willen. Sie werden strenge gerügt und die Befehlshaber sind sehr gefällig und höflich, auch ist die Stimmung des Volkes ihnen durchaus günstig. Beide Teile sind überzeugt, dass die Fortsetzung des Krieges für Frankreich moralisch unmöglich sei. Die Russen werden aber täglich ungeduldiger über die Verzögerung eines öffentlichen Anerkenntnisses in dieser Beziehung, und so viel ist ausser Zweifel, dass bei dieser Ungewissheit das Land am meisten leidet — — —."

Regierungspräsident v. Bassewitz an Hardenberg.

Potsdam, den 23. Januar 1813.

„Euer Excellenz beehre ich mich ganz gehorsamst anzuzeigen, dass der auf heute angesetzte Abmarsch des übrigen Teils der hiesigen Garnison heute früh erfolgt ist. Die Artillerie ist gegen 10 Uhr Vormittags völlig, mit Landpferden bespannt, abgegangen. Alles was Seitens des Landes zu diesem Marsche zu beschaffen gewesen, ist zur Zufriedenheit des Herrn Generals v. Tauentzien Excellenz bewirkt. Die Pferdelieferung hat einen die Erwartung übertreffenden Fortgang. Die Pferde, welche erst am 25. d. Mts. sämtlich haben eintreffen sollen und zu deren Übernahme ein Kommando Garde du Korps unter dem Rittmeister v. Bülow hier geblieben ist, sind bis auf 7 Stück schon eingetroffen. Es ist ein Vergnügen zu bemerken, mit welchem Eifer alles betrieben und unterstützt wird — — — —.

Der Herr Oberst v. Kessel*) hat mich benachrichtigt, dass zum Kommandeur des Regiments Garde der Obristleutenant v. Tippelskirch**) ernannt sei; er, der Herr v. Kessel bloss das Regiment nach Breslau führen, dann aber in hiesige Residenz zurückkehren werde, um seine Funktion als Kommandant derselben wieder zu übernehmen, welche inmittelst dem Herrn Obristleutnant v. Puttkamer***) übertragen ist.

---

*) Gustav Friedrich v. Kessel, 1813 Kommandant von Breslau, gestorben 1827 als Kommandant des Invalidenhauses in Berlin.

**) Ernst Ludwig v. Tippelskirch, zuletzt Kommandant von Berlin, gestorben 1840.

***) Jakob Bogislaw v. Puttkammer, 1846 als Generalleutnant gestorben.

Der Durchgang der französischen Truppen geschiehet eilig. Die Kavallerie ist bereits durch. 12 Regimenter, oder vielmehr die Reste davon sind nach Hamburg gegangen, und 17 haben bereits den Havelländischen Kreis passirt. Aus Müncheberg habe ich die Nachricht, dass dort der ganze Rest, einer den andern suchend, durchgehe. Fast Alles ist unbewaffnet, ohne Schuhe, ohne Rock, zum Teil der Gefangenschaft entsprungen.

Indem ich diese Anzeige schliessen will, erhalte ich den Bericht des Landrats v. Hacke, woraus Euer Excellenz gefälligst ersehen werden, dass der in Trebbin erwartete General v. Zuchy gestern Abend um 10 dort eingerückt heute nach Berlin abgegangen ist und einen Teil seiner Truppen nach Storkow gewiesen hat, wo mit dem eben dahin gegangenen preussischen Normalbataillon schon heute Kollisionen entstehen dürften. Der Herr General von Tauentzien ist davon schon unterrichtet.

Euer Excellenz ersuche ich gehorsamst, mit den dortigen französischen Behörden geneigt Rücksprache zu nehmen, dass das französische Bataillon sogleich angewiesen werde, sich aus Storkow zu begeben, und dass überhaupt diese Strasse, welche von den übrigen heute abgegangenen hiesigen Truppen, sowie von den Lieferungspferden für die Artillerie nach Beeskow und Fürstenwalde passirt werden muss, frei gelassen werde. Diese Massregel scheint mir höchst wichtig zu sein."

(Geh. St.-Archiv Rep. 74.)

Mit dem Tage, da dieser Brief geschrieben wurde, mußte der endliche Ausbruch des Krieges an Rußlands Seite gegen Frankreich als gesichert betrachtet werden. In diesem Augenblick war der König unterwegs nach Breslau und der Gewalt der französischen Späher, der französischen Bajonette entzogen.

Hatte der General Krusemark in seinem letzten Bericht aus Warschau vom 17. Dezember 1812 an Hardenberg das zukünftige Heil Preußens von diplomatischen Verhandlungen erhofft, indem er schrieb: „— — Der Kaiser wird zu einem Frieden bereit sein, dessen Opfer ihm noch vor wenigen Monaten unfaßlich erschienen wären — — — — — — — Frankreich braucht Preußen jetzt nötiger denn je, und das wird den Kaiser

bestimmen, uns so weit als möglich entgegen zu kommen*) — —," so traf das stolze Wort Yorks „Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen"**) richtiger mit dem Willen von Volk und Heer zusammen. Sie wollten den Vergeltungskrieg, nicht schwächliche Verhandlungen. — Die beiden folgenden Berichte, die den Schluss bilden sollen, sind von den Verfassern erst nach der Rückkehr in die Garnison geschrieben, zu einer Zeit, als die Katastrophe der großen Armee bekannt war. Beide waren Offiziere jener widerrechtlich von Napoleon mitgenommenen Artilleriekompagnien, beide haben das Elend dieses denkwürdigen Krieges bis zum Schluß miterleben müssen.

Bericht des Zeuglieutenants Trespe.

Im Jahre 1812 wurde die preussische Artillerie Brigade vor dem Durchzug der Franzosen nach Russland theils mobil, theils in die Festungen Graudenz und Pillau verlegt und nur ein Theil der Handwerks Kompagnie, die 5te und 7te Kompagnie blieben in Königsberg zurück, letztere beide, wie es hiess zur Besetzung der Schanzen am Strande zwischen Königsberg und Pillau.

Nach dem Eintreffen des Kaisers Napoleon in Königsberg ertheilte der damalige Französische Gouverneur General Hogendorp den Befehl, dass die beiden Kompagnien No. 5 und 7 sich in Parade im Königsgarten aufstellen sollten, weil der Kaiser geäussert hätte, sie zu besehen. In dieser Erwartung waren die Kompagnien tages darauf auf dem bestimmten Platz versammelt und die Parade wurde statt vom Kaiser selbst, von dem General Hogendorp abgenommen, wobei er seine Zufriedenheit zu erkennen gab und zugleich bemerkte, dass er über den gefundenen Zustand der Kompagnien dem Kaiser Meldung machen wollte.

Den 16ten Juni kurz vor der Parol erhielt die 5te und 7te Kompagnie Marschordre, sich Nachmittags um 1 Uhr vollkommen marschfertig auf dem Königsgarten aufzustellen, der Garde-Batterie des Kapitain Lefebre anzuschliessen und das Weitere vom General Noury zu erfahren. Von diesem

*) Geh. St.-Arch. Rep. 92.

**) s. Droysen, Lehmann u. a.

erfuhren wir weiter nichts, als dass wir ruhig mit Batterie marschieren und das Weitere abwarten sollten.

So marschierte die 5te Kompagnie nach Abzug der Kranken und Kommandierten unter Leutnant Falkenberg mit

1 Feldwebel	1 Chirurgus
1 Feuerwerker	1 Tambour
5 Unteroffiziere	54 Kanoniere
12 Bombardiere	

Die 7te Kompagnie unter dem Hauptmann von Schmidt mit

1. Lieutenant Götsch
2. Lieutenant Bülovius und

wenn ich nicht irre, ihrer ganzen Kopfzahl aus, ohne ihre eigentliche Bestimmung zu wissen, die Offiziere ohne Pferde, die Leute mit alter Montirung und leinenen Hosen.

Beim Ausmarsch war uns gesagt, dass wir ruhig mit der Batterie marschieren und das Weitere erwarten sollten und wir schmeichelten uns wirklich mit der Hoffnung einer ehrenvollen Anstellung. Leider aber mussten wir bald erfahren, dass unsere Leute nur als Trainsoldaten eingestellt werden würden, und schon vor Wilna, den 1. July, hatten einige die Ehre, sich in dieser Eigenschaft zu sehen. Hiernach liess sich denn auch vermuten, dass das ganze nur für den Train bestimmt sein würde. Das kalte Benehmen gegen die Preussen artete allmählich in schlechter Behandlung aus. Die Offiziere mussten, da sie in Preussen in der Geschwindigkeit keine Pferde mitnehmen konnten, zu Fusse gehen, und wenn gleich der Batterie Kommandeur und der Seconde Kapitain jeder 3 und die 2 Leutnants jeder 2 Pferde hatten, so war doch die Liebe zu den Preussen zu gering, als dass sie den Preussischen Offizieren damit hätten aushelfen sollen; sie hätten wahrscheinlich auch den ganzen Marsch zu Fuss machen müssen, wenn nicht unsere Leute bemüht gewesen wären, einige Pferde von den aus Preussen von den Franzosen mitgenommenen Bauernwagen, von welchen die Leute mit den besten Pferden sich entfernt, und die schlechteren halb abgeschundenen laufen gelassen hatten, aufzugreifen, und den Offizieren zu geben, um solche doch wenigstens bei Nachtmärschen benutzen zu können, denn bei Tage war das Reiten auf solchen erbärmlichen Tieren nicht möglich, da keine Sättel vorhanden waren, und statt deren man sich der alten Lumpen bedienen musste. Durch gutes Behandeln und Abwarten erholten sich die Pferde nach und nach, auch wurden alte

Sättel von Schlachtfeldern aufgesucht, sodass sie doch den Reitpferden ähnlich aussahen. Einiges Erträglichere genossen wir bei einer andern Batterie, der wir späterhin zugeteilt wurden, unter dem Kapitain Chevalier de Mabri; indessen blieb es auch hier nur bei guten Äusserungen und die Hilfe war ihm ebenso fremd, als dem ersten Batterie Kommandeur. Den grössten Druck haben wir nachher bei der Batterie des Kapitain Pion, eines ausgeschiedenen Priesters, gefühlt, der nicht allein unsere Gemeinen, sondern auch die Offiziere aufs Empörendste zu kränken suchte und jede Beschwerde war fruchtlos uns Linderung zu verschaffen. Nicht genug, dass er uns übrigens schlecht behandelte, sondern er nahm uns auch noch die Pferde und Wagen, welche wir uns zur Fortbringung einiger aufgetriebener Lebensmittel angeschafft hatten, ganz fort und verteilte sie in seiner Batterie. Zum Glück dauerte dies nicht lange und wir wurden endlich einer andern Garde Batterie des Kapitain Evain, eines ruhigen und bescheidenen Mannes zugeteilt; er war indessen zu sehr Franzose, als dass er sich um uns bekümmern sollte*).

Ein allgemeines Murren entstand unter den Leuten; sie wollten Artilleristen und keine Trainknechte sein; die Offiziere beschwerten sich deshalb, dass sie nicht glauben könnten, dass der Kaiser die Absicht gehabt habe, sie als blosse Mitläufer mitzunehmen; und als solche würden sie sich mehr gekränkt als geehrt fühlen, man möchte jeder Kompagnie doch wenigstens zwei Geschütze geben und sie so in Thätigkeit setzen. General Nouvy tröstete sie mit der leeren Hoffnung, dass die Preussen die erste Batterie, welche die Franzosen den Russen abnehmen würden, erhalten sollten; welches Glück aber Keinem von Beiden zu Theil wurde. Bei Wilna wurden 8 Bombardiere von jeder Kompagnie einer polnischen Batterie zugetheilt und diese sind die einzigen gewesen, welche gefochten haben.

Erst zwei Tage vor der Affäre von Witepsk erhielt jede Kompagnie 2 französische Geschütze, wovon ich, als damaliger Feldwebel die der 5ten Kompagnie zugeteilten Geschütze zu kommandieren bekam, weil der Kommandeur Lieutenant Falkenberg beim Vorgehen gestürzt war und den rechten Fuss gequetscht hatte. Da wir aber nicht zum Gefecht kamen, so wurde ruhig nach Witepsk marschiert und hier mussten wir die Geschütze wieder abgeben. Der Abgang der Trainsoldaten und Pferde wurde immer bedeutender, erstere mussten durch preussische Artilleristen ersetzt werden und letztere durch den übrigen Teil beider Kompagnien unter Kommando eines Französischen Artillerie-Offiziers in der umliegenden

---

*) Ob die Namen der französischen Offiziere richtig geschrieben sind, hat sich nicht feststellen lassen.

Gegend von mehreren Meilen in den Wäldern aufgesucht und aufgegriffen werden. Auf diese Art wurden unsere Leute abwechselnd beschäftigt und die Offiziere mussten müssige Zuschauer bleiben und durften sich eigentlich auch nicht allen diesen Eingriffen widersetzen. Nach und nach mussten auch Unteroffiziere Dienst beim Train tun und diese, sowohl als die Gemeinen hatten einen schlimmen Stand. Sogar die Unteroffiziere sind von den Train-Offizieren mit dem Kantschou regaliert worden, und die deshalb geführten Beschwerden machten den Dienst noch schlimmer.

In diesem unglücklichen Zustand musste sich jeder ruhig verhalten.

Bei dem beschwerlichen Dienst und bei den starken Märschen Tag und Nacht waren die Leute ganz abgerissen, manche dem Soldaten kaum ähnlich, besonders die beim Train angestellten, die nicht allein das Futter für ihre Pferde, sondern auch noch ihre Lebensmittel weit und breit auftreiben mussten, daher an das Reparieren ihrer Montierungsstücke nicht zu denken war. Eben so wenig war an Lieferung zu denken, und nur äusserst selten konnte solches durch angestrengtes Fouragieren möglich gemacht werden. Auch in solchen Fällen mussten wir die letzten sein, wenn die Franzosen uns noch etwas zukommen liessen. Hatten unsere Leute durch einen günstigen Zufall einige Lebensmittel aufgetrieben, und die Franzosen bemerkten es, so nahmen sie wenigstens die Hälfte davon, oft liessen sie uns garnichts. Die Preussischen Offiziere fanden kein Gehör, sie konnten daher auch ihre Leute vor schlechter Behandlung nicht schützen, was also bald Veranlassung zu Unordnung gab.

Bei Smolensk kamen uns die Porteepeefähnriche Schach von Wittenau, Lehnert und Hofland aus Königsberg nach und erzählten, dass schon früher die am Strand kommandiert gewesenen Leute der 5ten Kompagnie nachgeschickt und bei Wilna gefangen worden wären, gesehen habe ich nie wieder einen von diesen.

Bei Smolensk war schon über die Hälfte unserer Artilleristen im Train eingestellt unter französischer Aufsicht und ihrer Willkür überlassen. Der Hauptmann von Schmidt und Leutnant Bülovius blieben mit dem grössten Teil der 7ten Kompagnie in einem Kloster vor Mosaisk und der Rest unter Leutnant Goetsch marschierte weiter mit der Armee. Bei der Schlacht von Mosaisk standen wir als müssige Zuschauer in der Reserve. Den 15. September trafen wir bei Moskau ein, und hier wurde es bei Todesstrafe verboten, dass es niemand wagen sollte in die Stadt zu gehen; die Franzosen aber schienen stillschweigend Erlaubnis zu haben, hineingehen zu dürfen, weil ich mehrere, selbst Offiziere mit Raub zurück-

kehren gesehen habe. Nur erst nach einigen Tagen rückten wir in Moskau ein. Die Franzosen bezogen den noch stehen gebliebenen Teil der Stadt, dem Rest der 5ten und 7ten Kompagnie, bestehend in 2 Offizieren, 3 Porteepee-Fähnrichen und etwa 30 Köpfen wurde das Palais des Fürsten von Zabrowski in einer abgebrannten Gegend angewiesen und der eigenen Sorge für ihren Unterhalt überlassen. In einer Stadt, wo Lebensmittel vollauf waren, wäre es uns ebenso schlecht gegangen als auf dem Marsche selbst, wenn nicht einige Lebensmittel auf dem Felde gewesen wären. Die besten Häuser hatten die Franzosen belegt; niemand durfte sich unterstehen etwas heraus zu holen, und die Lieferung blieb aus. So verbrachten wir hier die Zeit im Nichtstun. Einige Tage vor dem Rückzug, welcher den 21. Oktober abends erfolgte, wurden wir im Kreml mit dem übrigen Teil der Garnison eingesperrt.

Bei dem Ausmarsch aus Moskau war die französische Garde-Batterie, welcher wir zugeteilt waren, in Geschützen und Fahrzeugen noch komplett; bei Smolensk mussten 4 Wagen stehen bleiben, weil über 20 Pferde von der Batterie in einer Nacht krepiert waren, wegen der zu grossen Kälte, und weil die Pferde in mehreren Tagen nichts als altes Schilf gefressen hatten.

Jenseits Krasnoi, etwa 3 Meilen, wurde die Batterie von den Kosacken genommen; die Leute warfen die Gewehre weg, liefen aus einander und jeder suchte seine eigene Rettung. Von diesem Zeitpunkte an nahm die Unordnung und Zügellosigkeit mit jedem Tage zu. Die Leute waren nicht zusammen zu halten und wir haben sie auch nie wieder zusammen bekommen können. Vom Hunger geplagt, halb nackend, nahm jeder seinen eigenen Weg, wodurch der grösste Teil ein Opfer geworden ist.

Nach dem Übergang über die Beresina hatte alle Ordnung aufgehört, jede Vorstellung war vergebens, alles hatte taube Ohren. Tage und Nächte lang bin ich mit dem Lieutenant Falkenberg, und nur 2 bis 3 Artilleristen zusammen gewesen. Bei Wilna, im Gedränge, kamen wir aus einander, und ich habe den Lieutenant Falkenberg nie, meinen Burschen und einen Unteroffizier nur in Schirwindt, und einen Feuerwerker, zwei Bombardiere, 13 Kanoniere in Königsberg wieder gefunden, sodass von dem nach Russland marschiert gewesenen Teil der 5ten Kompagnie bis Ende Dezember 1812 ein Feldwebel, 1 Feuerwerker, 1 Unteroffizier, 2 Bombardiere, 14 Kanoniere, von der 7ten Kompagnie 1 Unteroffizier, 1 Bombardier, 5 Kanoniere nach Königsberg zurückgekehrt waren. Späterhin, bis Mai 1813 fanden sich noch 1 Unteroffizier und 3 Kanoniere ein von der 5ten Kompagnie. Im Januar 1813, etwa den 3. oder 4. marschierten diese ge-

sammelten Artilleristen der 5ten und 7ten Kompagnie, unter dem Hauptmann Gause, nach Colberg wo die beiden Kompagnien durch Krümper vollzählig gemacht wurden. Nachher, am 30. März 1813 marschierte die Kompagnie nach Berlin, wohin auch die 7te Kompagnie nachfolgte.

Trespe, Zeuglieutenant.

(Kriegs-Archiv, Gstb. XI, 302.)

Veste Graudenz, den 31. Dezember 1812.

Aufgefordert durch den Brigadier Herrn Oberst von Oppen lege ich hier einen Abriss der jetzigen Kampagne vor, soweit mein Gedächtnis, da Zeit und Umstände die Ausführlichkeit nicht zulassen, ihn noch treu aufbewahrt hat. Ununterbrochene Anstrengung ohne die geringsten Ruhepunkte liessen nur kurze Notizen in meinem Taschenbuche zu, doch auch dies Wenige ist mir durch Diebstahl der Brieftasche entzogen worden.

Den 11. Juli d. J. ging ich mit dem Leutnant Hensel von der reitenden Artillerie von Breslau nach Graudenz mit der ordinären Post ab, wo ich den 22. Juli eintraf. Der Herr Oberst v. Oppen gab uns bei der Meldung den Befehl, unverzüglich zur Armee abzugehen. Da aber die Versetzung den Leutnant Hensel zur 3. reitenden Kompagnie, und mich zur 7. Fuss-Kompagnie traf, so schied uns Beide das Schicksal in Insterburg, wohin wir ebenfalls mit der Post gereist waren. Den p. Hensel führte sein Weg über Tilsit zur mobilen Preussischen Armee nach Kurland, wo er bald hoffen konnte, unter seinen Kameraden zu sein; mich trieb ein verhängnisvolles Schicksal in ein fernes Land, wo ich eine geraubte Artillerie-Kompagnie suchen sollte, von der der Brigadier selbst nicht wusste, wo sie ein Ende genommen hatte. Welch glückliches Loos hatte mein Freund Hensel gegen mich.

Ohne weiteren Vorschuss als ein Traktament, das der Herr Oberst Decker*) mir noch aus besonderer Güte zukommen liess, trat ich eine Reise von mehreren hundert Meilen an.

Die 5. und 7. Artilleriekompagnie der Preussischen Brigade waren der Französischen Kaiserlichen Garde-Artillerie zugeteilt. Sie befanden sich daher im Kaiserlichen Hauptquartier, das schwerer bei der Schnelligkeit der Operationen auszuforschen war, als bei uns der Stand eines Batteriekommandeurs.

In Gumbinnen musste ich auf Befehl des Platzkommandanten eine Marschkompagnie, die eine wahre Musterkarte der grossen unbesiegbaren

*) Friedrich Wilhelm Decker, 1828 als Generalleutnant gestorben.

Armee war, übernehmen. Sie bestand nähmlich aus: Franzosen, Italienern, Holländern, Spaniern, Portugiesen, Illyriern, Kroaten, Baiern, Würtembergern, Sachsen etc., jedoch waren Franzosen und Italiener der grössere Teil. Der grösste Haufen waren Traineurs, die wenigsten Rekonvalescenten und 10 Arrestanten, wovon 5, die als Deserteure eingebracht waren, die Kugel zu erwarten hatten. Alle Manneszucht war aus diesem zusammengebrachten Haufen längst gewichen; welche Aussichten sich mir darboten, lässt sich erwarten. Dies bewog mich auf der Stelle, mich ihnen so zu zeigen, wie ich es auf dem Marsche bei Unordnungen sein würde. Aller Befehle ungeachtet, sich schnell in Ordnung zu setzen, um nach einer Liste einzuteilen und das Ganze zu übersehen, liefen sie wild durch einander; einige, denen ich den Platz schon mehrmals gezeigt hatte, erhielten einige Hiebe mit dem Säbel, weil Worte durchaus nichts fruchten wollten. Gleich entstand Murren und eine Bewegung, als ob sie mich umbringen wollten und ihrer Zügellosigkeit Preis geben.

Ich erklärte, den niederzustechen, der sich mir nähern würde, wodurch die Ordnung hergestellt wurde. Auf 3 Tage wurden den Leuten die Portionen mitgegeben, allein zu klein für den Unterhalt durch 2 Tage, war alles am 1. verzehrt. Die geplünderten Dörfer in Polen boten wenig Erquickung dar; es blieben viele zurück, so dass ich den 4. Tag, als ich in Kowno einrückte, von 139 nur 90 Mann stellen konnte. Abgeschnittene oder absichtlich zurückgelassene Kosacken hatten in Kaun solche Zurüstungen verlangt, als ob man es mit der ganzen Russischen Armee zu tun hätte. So machte eine leichte Kavallerie es schon zu Anfang der Kriegsepoche. Die Besatzung hatte hinter den bedeutenden Verschanzungen, die man mit vielem Fleiss gegen den etwaien Angriff errichtet hatte, ein Lager bezogen. Drei Divisionen, die aber wohl nicht vollzählig gewesen sein können, musste ich mit der Marschkompagnie verstärken. Mir wurde Kaun als einstweiliger Aufenthalt angewiesen, um weitere Ordre zu erwarten. Der Kommandant gab vor, bei Verweigerung meiner Reise, dass die Kosacken die Strasse so unsicher machten, dass selbst Kourire aufgefangen wären, und ich allein nicht fortkönnte. Die Untätigkeit, in der ich 3 Tage lang bleiben musste, liess mich nicht länger an einem Orte rasten, wo ich so manches von den Franzosen in Erfahrung gebracht, was mir das traurige Verhältnis zeigte, in dem ihre Verbündete mit ihnen stehen. Nach vielen Vorstellungen erlaubte der Gouverneur endlich meine weitere Reise, jedoch könne er mir weder Vorspann, noch sonst was zu meinem Fortkommen bewilligen. Ich kaufte

mir ein Pferd und Wagen und reiste mit dem Portepeefähnrich Söppliedt, der sich zu mir gesellt hatte, nach Wilna. Weder für mich noch das Pferd konnte ich die etatsmässigen Rations erhalten, musste daher, wo für Geld nichts zu erlangen war, selbst darben, und mein Pferd, wenn ich meine Equipage nicht tragen wollte, hüten. Die vielen schönen Wiesen boten dazu Gelegenheit. Unter solchen Umständen war ein schnelles Fortkommen zwar schwer, indessen, da ich 5 bis 6 Meilen täglich machte, so erreichte ich bald Wilna, wo ich wenigstens aus dem Magazin Verpflegung hoffen durfte Schrecklich ging der Weg bis dahin durch vielleicht 1500 gefallenen Pferde, wodurch die Luft bei der grossen Hitze mit Gift geschwängert, das Atmen fast unmöglich machte. In Wilna machte man, wie in Kaun, ähnliche Anstalten. Wir mussten auch auf Befehl des Gouverneurs dort nutzlos verweilen. Ich glaubte durch jeden Zeitverlust Beeinträchtigung meiner Pflicht, weil die Furcht für die Kosacken den Befehl veranlasst hatte; beschloss daher, weil ich nicht aus dem Magazin verpflegt wurde, und in dem teuren Ort nicht weiter leben konnte, meinen Weg fortzusetzen, es koste, was es wolle Ich ging daher den 3. Tag nach meiner Ankunft weiter, ohne jedoch etwas mehr als die Strasse zu wissen, welche die Armee genommen Nachforschungen waren überflüssig, denn die Generäle konnten doch nie bestimmt das Kaiserliche Hauptquartier angeben, und den Weg fand ein Blinder, da die gefallenen Pferde durch Ausdünstung hinreichend die Route bezeichneten. Zwei Meilen von Wilna blieb der Portepeefähnrich Söppliedt zurück, er war krank in einem Dorfe geblieben.

Noch muss ich erinnern, in Wilna durch viele Vorstellungen einen Burschen vom Leib Infanterie Regiment erhalten zu haben. Er war aus dem Hospital entlassen und sollte zur Armee abgehen. Bis dahin musste ich ohne Bedienung sein und mein Pferd füttern. In Mindnitzky, 4 Meilen von Wilna erwartete ich den p. Söppliedt, indessen, da er nach 2 Tagen nicht eintraf, setzte ich meinen Weg fort. Nach einigen Märschen wurde mein Bursche auch krank und konnte nicht folgen. Ich liess ihn in einer kleinen Stadt, deren Name mir entfallen, zurück, wo er in einem Hospital untergebracht wurde. Jetzt war ich abermals auf mich allein beschränkt. Je näher ich der Armee kam, je schwieriger wurde meine und meines Pferdes Erhaltung. Von Minsk bis Smolensk war schon vieles verwüstet. Ich verlor mein Pferd; dieser Unfall würde mich sehr aufgehalten haben, wenn ich nicht glücklicherweise für 4 Dukaten ein anderes an dessen Stelle hätte kaufen können.

Trotz der Schnelligkeit, mit der ich selbst unter den ungünstigsten Umständen meinen Weg fortsetzte, war ich doch nicht im Stande, die Armee zu erreichen, die wie ein reissender Strom sich durch dies offene Land fortstürzte. Schwankend und ungewiss waren die Nachrichten über den Ort des Hauptquartiers, selbst von den Gouverneurs und Platzkommandanten. Ich erhielt in Smolensk, wo ein so bedeutendes Magazin war, nichts geliefert. Nur für schweres Geld wurde es mir möglich, auf 8 Tage Lebensmittel zu kaufen. Diese Vorsicht war ein Glück für mich, sonst wäre ich wahrscheinlich vor Hunger umgekommen.

Obgleich die Landschaft, die sich jenseits Smolensk mir öffnete, sehr fruchtbar ist, und viele Kultur zeigt, so hatte sich doch Feind und Freund beeifert, sie zur Wüste umzuschaffen. Dörfer und Städte lagen in Asche; ein Unterkommen wurde mir selten zu Teil und geschah es, so musste ich unter Erschlagenen eine Ruhestätte suchen. Die noch zu bewohnenden Gebäude waren mit Franzosen angefüllt, die Keinen unter sich aufnahmen, wenn es auch der Raum gestattete. Ich habe auch immer ein Biwak vorgezogen, ehe ich mich Misshandlungen der Franzosen ausgesetzt hatte, denn diese kann nur ein entarteter Deutscher mit Gleichmut ertragen. Wollte ich nicht mein Pferd und Equipage verlieren, so musste ich Nachts dabei wachen, denn Räubereien aller Art waren schon jetzt an der Tagesordnung. Meine gute Natur besiegte alle diese Schwierigkeiten, die mich im Gegenteil anspornten, das Ziel meiner Bestimmung recht bald zu erreichen.

Es schien, als ob ich die Kompagnie nicht in Europa finden würde. Ich musste noch ein Pferd zukaufen, weil mein zweites anfing, matt zu werden. Dies kaufte ich von einem französischen Soldaten für 6 Taler. Nachdem ich eines Tages nach zurückgelegtem starkem Marsch — es konnten wohl einige 40 Werst sein — in ein abgebranntes Dorf kam, traf ich daselbst eine kaiserliche Post, die mit Pallisaden bekränzt, einem Blockhause glich. Der Kommandant, ein deutscher Offizier, bedauerte, mir keine Aufnahme zu gestatten, indem ein französischer General den kleinen noch übrigen Raum besetzt hatte. Die Kosacken machten hier öfters Anfälle auf dies Posthaus. Es blieb mir nichts übrig, als den Weg fortzusetzen, denn hier fand ich nicht ein Halm Futter für meine Pferde. Es wurde schon Nacht, als ich bei einem Kloster anlangte, wo viele Truppen im Biwak standen. Nach eingezogener Nachricht fand sich, dass ausser westfälischen Truppen auch Preussische Artillerie hier kampirte. Meine Freude glich der, die der Seefahrer nach langer Reise und erlittenen

Stürmen empfindet, wenn sich ein Eiland zeigt. Ich fand wirklich den Kapitän v. Schmidt und Leutnant Bülowius nebst 50 Artilleristen. Den p. Schmidt setzte meine Erscheinung in Verwunderung, da er mich längst gefangen glaubte. Die Strasse war so unsicher, die Kommunikation so oft unterbrochen, dass die Kaiserlichen Kourire nicht selten in der Abtei rasten mussten, wenn sie nicht von den Kosacken wollten gefangen werden. Mir ist indessen auf dieser Hinreise kein Kosack zu Gesicht gekommen, es müssten denn Gefangene gewesen sein.

Die Details würde ich übergangen sein, wenn nicht dadurch meine traurige Lage erklärt würde. Wie oft habe ich gewünscht, für solche Fatiguen in die Schlacht zu gehen, denn mein Gemüt litt bei jenen weit mehr, als mein Körper. Meine Ankunft traf in der Mitte des September; den Tag kann ich nicht angeben, es war aber bald nach der Schlacht von Mosaisk. Der Kapitän v. Schmidt stand erst wenige Tage in diesem Biwak. Bei seiner Krankheit, die ihn vom Ausmarsch aus Wilna beim Vordringen der Armee nicht mehr verlassen hatte, war es diesem diensteifrigen Offizier nicht möglich gewesen, seine Geschäfte selbst zu tun. Der älteste Offizier nach ihm, der Leutnant Götsch, stand in Moskau mit 20 Mann detaschirt. Aus Mangel an ordnungsmässiger Verpflegung — denn aus dem Magazin der Abtei wurde nichts gereicht — hatte die Leute der 7. Kompagnie ein Geist ergriffen, der alle Mannszucht vertilgte. Diese Klage des p. v. Schmidt veranlasste mich, nach Übernahme des Kommandos gleich die strengsten Befehle zu geben. Die Kompagnie zeigte das traurige Bild der Dürftigkeit. Zerrissene Mäntel und Hosen waren die schlechte Bedeckung in der rauhen Jahreszeit bei der harten Arbeit, auch fehlte es an Schuhen. Ich suchte diesem Übel so viel als möglich abzuhelfen. Das Schlachtfeld von Mosaisk war das Depot, wo ich diesen Mangel ergänzte. Die Toten mussten unsere Wohltäter werden. In einem Kloster war ein Hospital für 4000 Blessirte, ein Magazin und an der Mauer desselben stand ein Reserve Park von beinah 400 Pulverwagen und 26 Geschützen, teils Russische, teils Französische; erstere waren erbeutet, letztere unbrauchbar geworden. Vor meiner Ankunft mussten die Kanoniere in dem Hospital den Blessirten als Wärter dienen, die Toten forttragen usw. Nichts gab das Magazin her zum Unterhalt der Kompagnie, wohl aber der ungeheure Park tägliche Arbeit. Ich erklärte dem Kapitän Hennoque von der französischen Artillerie von Übernahme des Kommandos an keine Arbeiter mehr in's Hospital zu geben. Dieser Offizier hatte den Park und masste sich den Oberbefehl über die Preussische

Artillerie auch an. Der kranke Hauptmann v. Schmidt hatte viel von ihm duiden müssen. Ich setzte ein besseres Verhältnis fest, indem ich mir die Befehle von den Generals schriftlich von ihm geben liess. Den Umfang der ganzen Arbeit im Park erforschte ich bald, traf solche Einrichtungen, wodurch allen Eingriffen in meine Rechte vorgebeugt wurde. Unterhalt zu sichern, der überdies so unbestimmt war, musste ich von Zeit zu Zeit Kommandos fortschicken, die im Anfange die entfernten Ortschaften, hernach die näheren fouragirten. Dadurch wurde die Arbeit unterbrochen. Ohne Lebensmittel konnten die Leute nicht arbeiten, und doch sollten alle Tage sämmtliche Mannschaften im Park sein. Von 50 Artilleristen, die unter des p. v. Schmidt Befehl gestanden, waren nur noch 31 Dienstfähige vorhanden, wovon täglich 9 Mann im Park auf Wacht, die übrigen 22 aber arbeiten mussten. Unmöglich konnte man den unmässigen Forderungen des französischen Befehlshabers unter solchen Umständen Genüge leisten. Die Ruhr war auch eingerissen; aber, da bei dem Mangel an Medikamenten keine Hülfe geleistet wurde, so starben mehrere an dieser Krankheit. Mein Antrag zur Aufnahme dieser Kranken in's Hospital ward abgelehnt, sowie die Forderung der notwendigsten Arzneimittel. Die Arbeit, welche das Kommando 7 Wochen in dem Biwak der Abtei des Klosters festhielt, bestand in Aufräumung sämmtlicher Waffen und Geschosse, die das ungeheure Schlachtfeld von Mosaisk aufgenommen, den Transport derselben bis zum Park bei der Abtei, Sortirung dieser Waffen nach ihrer Brauchbarkeit und der Nation, Armirung der Abtei (Batteriebau, Anlegung von Pulver Reservoirs, Placirung der Geschütze, Anfertigung von Munition), Verbrennen des Parks, Verbrennen und unbrauchbar machen von gegen 20000 Gewehren, endlich 26 Geschütze durch Abschlagen der Schildzapfen und Verbrennen zu zerstören. So wurde denn in 2 Tagen die Arbeit von 7 Wochen verrichtet. Ein Angriff, den die Kosacken auf diese in aller Eile befestigte Abtei machten, wurde von uns alles Ernstes abgewiesen. Sechs Piècen verteidigten die Mauer des Klostergartens. Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht verschweigen, dass sich die Artilleristen der 7. Kompagnie jederzeit als brave Preussen gezeigt, wenngleich die Überlegenheit der Russen uns nicht Vorteile hoffen liess.

Bei mehreren Fouragirungen verteidigten sich einige 20 Mann gegen mehrere 100 bewaffnete Bauern, an deren Spitze regulirte Kosacken waren. Besonders unerschrocken waren der Unteroffizier Engelbrecht und Kanonier Knappe bei einer solchen Gelegenheit, für die, wenn sie einst aus der

Gefangenschaft zurückkommen sollten, ich um Belohnung bitten würde. Diese erboten sich nach einer verunglückten Fouragirung, das zurückgelassene Mehl aus einer Mühle, etwa 2 Stunden von unserem Biwak entfernt, zu holen. Die Nähe des Orts liess einen glücklichen Ausgang hoffen. Ich gab noch einige Kanoniere zur Hülfe nebst einem Wagen zum Transport, sah aber von Allem nichts wieder. Es war Zeit, einen Ort zu verlassen, von wo aus wir keine halbe Meile von der Strasse weichen durften, ohne auf die bewaffneten Bauern des Landsturms zu stossen, bei denen wahrlich ein besserer Militärgeist zu sein schien, als ich Gelegenheit hatte, bei manchen Regimentern wahr zu nehmen. Ein französischer Oberstleutnant blieb als Zeuge bei dem Zerstörungsgeschäft des grossen Reserve Parks und sämmtlicher Waffen. Er brachte die Ordre zum Zurückmarsch, die so lange zurückgehalten wurde, dass wir sie fast zu gleicher Zeit von den Russen hätten bekommen können. Das Kommando der 7. Kompagnie bestand beim Rückzuge aus einigen 30 Mann, wobei die Kranken mit eingeschlossen sind. Ich sollte mich mit diesen Mannschaften an den grossen Park, wobei sich der Chef der französischen Artillerie, General Lariboisière, befand, anschliessen.

Ohne einem Korps zuzugehören, marschirten wir bis Smolensk. Auf dieser Tour litten wir noch nicht so sehr vom Hunger, da ich die Not vor meinem Ausmarsch voraussah und auf diesen Fall durch eine vorher gemachte Fouragirung gedeckt war. Jedoch mussten wir schon vor Smolensk unsere Zuflucht zu Pferdefleisch nehmen. Die Russen drängten sehr, aber schneller marschirten die französischen Korps, die aus Mangel an Lebensmitteln täglich schmolzen. Zwischen den verschiedenen Korps entstanden wehrlose Haufen, die zu grossen Unordnungen Anlass gaben. Man machte uns Hoffnung, in Smolensk Vivres zu empfangen, allein wie gewöhnlich wurde ein bedeutender Grund, der alle weiteren unnütz macht, angeführt: es sei nichts mehr vorhanden! Oft sahen wir die Franzosen ihre Lieferungen an Brot und Fleisch verkaufen, unterdessen wir darbten. Aus Mangel an Geld, da wir keine Löhnung während der ganzen Kampagne erhalten haben, mussten manche den Übermut mit ansehen, ohne ein Stück Brot zu haben, den drückenden Hunger zu stillen.

Ich ging zum Chef der Artillerie, stellte ihm die traurige Lage vor, in der wir seit einigen Tagen wären, forderte seinen Beistand, erhielt schöne Worte, aber kein Brot. Sein Befehl war, 2 Meilen noch zu marschiren, und bei einem Dorfe, das an der Strasse lag, den grossen Park zu erwarten. Es schien mir dieser Befehl nichts weiter, als uns los

zu sein, denn der Park befand sich zur Zeit meiner Meldung in Smolensk. Wahrscheinlich sollten wir nicht Zeugen von der Plünderung des Magazins sein, das den Soldaten Preis gegeben wurde. Überhaupt habe ich immer ein Misstrauen wahrgenommen, welches gegen uns gezeigt wurde. Der Franzosen schlechtes Betragen gegen uns hatte bei ihnen vielleicht eine Furcht für die Wirkung erregt. An Zahl so klein mussten wir die grössten Ungerechtigkeiten ertragen, ohne sie ahnden zu können.

Waren wir so glücklich eine Scheuer oder Stall — denn Wohnhäuser standen selten mehr — so wurden wir fast immer von den Franzosen delogirt; oder konnten wir dieser Gewalttätigkeit Gewalt entgegensetzen, die uns schützte, so sahen wir bald das Gebäude in Flammen. Bei solchen Gelegenheiten wurde nicht selten Blut vergossen. Oder man liess uns den Platz und nahm das Stroh vom Dache und die Balken aus den Wänden, wenngleich Stroh und Holz sich in der Nähe befand. Die Kunde von der Plünderung des Magazins bei unserer verzweifelten Lage erfüllte mich mit dem grössten Unwillen. Mein Entschluss war fest, dem unerhörten Verfahren auch keinen Einzigen meiner Leute zu opfern. Ich beschloss, aus der Route zu weichen, um in den Dörfern für uns Unterhalt zu suchen. Seit mehreren Tagen fehlte Brot, und Pferdefleisch musste Alles ersetzen. Der Französische Oberstleutnant und Kapitän, die bei uns gewesen, so lange wir ihnen von unserem Brot und Fleisch noch mitteilen konnten, hatten uns, sowie dies ausging, verlassen.

Eine günstige Gelegenheit bot sich mir dar, meinen Vorsatz auszuführen, und die Besorgnisse, die der Kapitän v. Schmidt für die Folgen hatte, zu heben. Der Marschall Ney gab mir selbst den Befehl, das von dem General Lariboisière angewiesene Dorf zu verlassen. Ungeachtet ich mich auf die Befehle des Generals berufen, musste ich unverzüglich mit der Kompagnie aufbrechen und fortmarschiren, ohne jedoch eine andere Bestimmung von dem Marschall erhalten zu haben, als wenn ich eine Batterie träfe, diese zu decken. Hierbei will ich zugleich erinnern, bei dem langen Rückzuge immer als Infanterist gebraucht zu sein. Die Kompagnie mit Gewehren bewaffnet, und ohne Geschütz fand keine andere Gelegenheit, den Artilleristen geltend zu machen. Die Gewehre mussten leider auch nicht selten gegen die Franzosen gewendet werden, wenn sie gewaltsam uns unser Eigentum streitig machten.

Bei Krassnoi, einem kleinen Städtchen, fand sich eine neue Gelegenheit, den Mut meiner Leute zu prüfen. Ein Teil meines Artillerie Parks,

viele Bagage und mehrere 100 entwaffnete Soldaten trafen mit meinem Kommando in einem Défilée zusammen. Wir näherten uns von einem seitwärts liegenden Dorfe der grossen Strasse, nach der sich viele schlecht berittene Kavallerie von Kosacken verfolgt, zu retten suchte. Bald sahen wir uns in dem Défilée auf allen Seiten von Kosacken eingeschlossen. Eine französische Kanone, die den Grund verteidigte, wurde, weil keine Infanterie sie deckte, vom Feinde genommen. Die Verwirrung war gross; da stellte ich mich mit dem kleinen Haufen von 20 Mann vor den engen Pass und hielt die Kosacken durch kleines Gewehrfeuer so lange ab, bis noch Verstärkung von Infanterie und 2 Kanonen kam, wodurch die Strasse wieder frei wurde. Indessen konnten wir nicht hindern, dass mehrere seitwärts aus der Strasse gewichene Bagage-Wagen vom Feinde genommen wurden. Ein französischer General rühmte die Unerschrockenheit, mit der meine Leute die Gefahr abwandten. Freilich stach sie gegen das furchtbare Gewirr der Franzosen sehr ab. Hätten Franzosen unter gleichen Umständen dies Défilée verteidigt, gewiss würden sie das ehrwürdigste Beispiel von Heldenmut aus der alten Geschichte zum Vergleich hervorgezogen haben. Hierbei zeichnete sich der Feldwebel — — —*) vorzüglich aus; er war der Erste, der eine Höhe, die vor uns lag, bestieg und die postirten Kosacken wegtrieb. Die ganze Belohnung, die meinen Leuten dafür wurde, war ein Sack mit Zwieback, den ein Franzose, der sich aus Furcht in den Keller eines abgebrannten Hauses, an das ich meinen rechten Flügel gelehnt, gemacht**) hatte, versteckt hielt. Er musste nach abgemachter Affäre an den Tag kommen, wo wir ihm den Zwieback abnahmen, den ich verteilte. Die Strasse wurde täglich voller von entwaffneten Soldaten. Die Infanteristen, die von ihren Regimentern abgekommen, zerschlugen ihre Gewehre, damit sie desto leichter den Kosacken entkommen und bei der grossen Kälte durch das Halten der Waffe ihre Hände nicht erfrieren möchten. Die Kavallerie stieg von den Pferden, liess die ausgehungerten Gerippe stehen, warf den Kürass, die Lanze fort, damit sie mit der Infanterie trottiren***) konnte. Noch war mein Häufchen bis auf 3 Zurückgebliebene beisammen. Oft traf es sich, dass wir in der Strasse von unserer Seitenwache wo wir uns Unterhalt gesucht, mit der Arrièregarde zusammenstiessen, nicht selten

*) unleserlich.
**) sic! (soll heißen „begeben“ hatte.)
***) sic!

kamen wir zwischen dieser und den Feind. Der Zeitverlust entstand aus dem grösseren Marsch, indess wir im Bogen, jene auf der Sehne gingen. Täglich waren Affairen, an denen wir nur insofern Teil nahmen, als wir von den Kosacken bei unserem Convoyiren der Artillerie oder Bagage angegriffen wurden. Doch verlor ich bei solcher Gelegenheit nie Leute, weil jene Schwärmer unser Feuer scheuten. Wohl aber wurden die Traineurs der Kompagnie grösstenteils gefangen.

Die schlechtesten Kranken wurden auf Wagen transportirt, wozu ich den Kapitän v. Schmidt rechne, der seit Anfang der Kampagne gefahren wurde. Bei Bobr, einem kleinen Städtchen, verlor ich meinen Freund, den Kapitän v. Schmidt. Er starb am Biwakfeuer in meinen Armen; Er hatte viel körperlich gelitten, mehr aber noch in seinem Gemüt, das der Kummer über das unglückliche Verhältnis unseres Dienstes und die Sorge für seine zahlreiche verlassene Familie zu Boden schlug. Entkräftung war die Ursache seines Todes, der so sanft erfolgte, als wollte er sich zu einem grossen Marsch stärken. Es war Nacht, die Kälte ganz ausserordentlich. Ich liess ihn so gut als möglich zumachen, einhüllen und nahm ihn noch einen Marsch mit, wo er bei einem Dorfe, dessen Namen ich indessen nicht erfahren, zur Erde bestattet wurde*).

Jetzt komme ich zu dem wichtigsten Tage, den ich erlebt, es war der Übergang über die Beresina. Dem Grafen v. Wittgenstein gelang die Vereinigung mit Tschitschagow bei Borissow. Wir waren durch das Verbrennen der Brücke über die Beresina bei dieser Stadt von der Strasse nach Minsk abgeschnitten. Man schlug unterhalb etwa zwei Meilen entfernt, zwei andere Brücken, die jedoch spät erst vollendet wurden. Das Drängen des Feindes, eine kleine Strasse, der Aufenthalt des Brückenbaues, hatten eine ungeheure Masse von Menschen auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, die nicht mehr schlachtfertig genannt werden konnten. Korps schmolzen zu Divisionen und mehrere machten vereint die Arrièregarde. Tausende von Wagen viele schlecht berittene Kavallerie und vielleicht 40 000 unbewaffnete Soldaten sahen angstvoll dem Übergang entgegen, der fast 48 Stunden dauerte. Über einen drei Pferde hohen Damm von toten und lebendig gefallenen Pferden ging der Weg zur Brücke. Der Feind beschoss

*) Kapitän v. Schmidt war der Bruder des späteren Generalleutnants Friedrich Carl v. Schmidt, dessen Tagebuch in den Heften 11, 12 und 13 der „urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres“ veröffentlicht ist.

aus drei Batterien, worunter sich vorzüglich eine Haubitzbatterie auszeichnete, diesen Pass. Der Treffpunkt, ein Viertel Quadratmeile, war hinreichend, keinen Fehlschuss zu tun. Dies vermehrte die Verwirrung, alle Ordnung der Dinge löste sich von dem Augenblick auf; Jeder strebte der Erste zu sein, der der Gefahr entrann. Allein bei Annäherung an die Brücke vergrösserte sich noch die Gefahr. Viele wurden von den Pferden der Reiter zertreten, wer fiel, konnte schwer das Gleichgewicht im Stehen wiederfinden. Viele ertranken im Fluss, die entweder zu Pferde oder selbst durch Schwimmen der Gefahr zu entrinnen suchten. Andere wurden auf der Brücke zertreten, oder in die Fluten gedrängt. Die zu grosse Kälte benahm oft dem besten Schwimmer seine Fertigkeit. Schon drohte es, zum zweiten Male Nacht zu werden, ehe ich den Fluss passiren konnte. Meine Absicht war, wenn es möglich sein würde, die Wagen mit hinüber zu nehmen, worauf für die Kompagnie Gewehre von den Vermissten, Tornister, Offizierbagage, Kranken- und Kochgeschirre und noch einige Lebensmittel fortgeschafft wurden. Allein die Kaiserlichen Trainwagen spannte man aus, sie wurden geplündert. So ging es fast mit allen Fahrzeugen, nur die französischen Generäle suchten mit dem Degen in der Faust ihre Bagage durchzubringen, wobei die Fussgänger nicht selten von ihnen blessirt wurden. Eine Kavalleriechaine hieb scharf auf die Passanten, um den Übergang zu beschleunigen. Die Pferde zäumte man ab, um die Eigentümer zu zwingen, entweder die Pferde zurück zu lassen, oder mit denselben durch zu schwimmen. Einer wilden Horde glich das Ganze, wo aller Ordnungsgeist gewichen. Mehreren gab die Verzweifelung ein, sich in den Strom zu stürzen, nicht um ein elendes Leben zu retten, sondern um es zu enden. Dieser Geist schien auch Manchen meines Kommandos ergriffen (zu haben*), indessen bot ich Alles auf, sie zu beruhigen, und bat — denn Befehle fanden nicht mehr Eingang — sie möchten sich nach dem Übergange wieder sammeln, um in Gemeinschaft jede Gefahr zu teilen. So lange ich die Leute stehend vor mir hatte, blieb noch alles ruhig; ja, was noch mehr ist, das Laufen und Drängen der Franzosen gab Veranlassung zu witzigen Repliken. Allein sobald ich mich in Marsch setzte, verlor sich Alles in der Masse, und nie habe ich nach dieser Zeit wieder mehr als die Hälfte zusammen gehabt. Mich trafen hier mehrere Unglücksfälle, die ich nur wegen der Kürze der Zeit, in der ich sie erlebte, anführen will. Zweimal lag ich zwischen den

*) fehlt im Manuskript.

Pferden und fühlte schon den Huf eines über mich fortschreitenden Kürassirpferdes, als sein Stürzen mich rettete. Kaum dieser Gefahr entronnen, wurde ich in ein brennendes Haus, das der Brücke nah stand, gedrängt. Mein Kragen und Mantel brannte, die Mähne meines Pferdes ward von der Flamme ergriffen, schon drohte mich der Rauch zu ersticken, als ich durch eine gewaltsame Wendung Raum gewann, mich schnell mit dem Pferde rückwärts zu ziehen. Die Brücke lag mir noch 50 Schritte zur Seite, denn geradezu konnte man nicht hinkommen, weil die Kavallerie diesen Weg versperrte. Über Pferde, die im Fluss lagen, war dieselbe nur beizukommen.

Endlich gelang es mir, die Brücke zu ersteigen. Die ungeheure Last schien dieselbe zum Sinken zu bringen, das Wasser bespülte die aufgelegten Bohlen. Die Menschen, die in der Mitte zu ersticken drohten, drängten seitwärts, ich — kaum festen Fuss gefasst — wurde mit sammt dem Pferde in die Beresina geworfen. Glücklicherweise rettete ich mich früher, ehe mich der Strom, der sehr reissend ist, von der Brücke entfernte, denn bei der entsetzlichen Kälte gelang es Wenigen, die diesseitigen Ufer zu erreichen. Endlich betrat ich das ersehnte Ufer, ich eilte einem Feuer zu, um meine nassen Kleider zu trocknen. Entsetzlich forderte mich der Magen zum Essen auf. Ich hatte Nichts, war allein und konnte auch bei allem Bemühen keinen von der Kompagnie auffinden. Die Schlacht, welche während dem ganzen Übergange fortgewährt, konnte nur die Dunkelheit der Nacht enden. Nach mehreren Stunden traf ich die Leutnants Goetsch und Bülowius nebst einigen Leuten der Kompagnie. Bis Wilna mussten wir viel von Hunger und Kälte leiden. Kurz vor Wilna verlor ich die beiden Offiziere, weil ich so schnell nicht folgen konnte, als wir meist Morgens unser Biwak verliessen. In Wilna erhielt ich nur für Geld etwas; die angefüllten Magazins wurden nur Franzosen geöffnet, doch glaube ich, sind die Russen am besten daraus verpflegt worden.

Zwischen Wilna und Kowno in einem Dorfe, wo ich seit langer Zeit wieder ein Obdach fand, lag französische Infanterie, wovon nur wenige mit Gewehren versehen waren. Die Russen überfielen in der Nacht dieselbe, bei welcher Gelegenheit ich einen Streifschuss bekam und von Kosacken gefangen wurde, aber nach der Plünderung, weil sie hörten, dass ich Preusse sei, wieder meine Freiheit erhielt. In dem brennenden Kowno kaufte ich für mein letztes Geld Brot. Baldige Hoffnung, mein geliebtes Vaterland zu sehen, stählte meine Kräfte, die mich hier schon zu verlassen schienen.

Noch ehe ich die preussische Grenze betreten, wäre ich beinah wieder von den Kosacken gefangen worden. Den 13. Dezember passirte ich bei Kowno den Niemen, schon denselben Tag sahe ich zwei Meilen seitwärts von dieser Stadt die Kosacken herüberkommen. Unaufhörlich verfolgte die flüchtige Kavallerie die zu Leichen gewordenen Flüchtlinge, die vergebens strebten, ihren Lanzen zu entgehen. Beim Verfolgen einer Armee auf einer so langen Tour möchte wohl schwerlich eine andere Kavallerie die Dienste geleistet haben.

Meine Gesundheit hat durch die Fatiguen gelitten, mehr aber noch durch die drückenden Verhältnisse, in denen wir lebten. Hunger und Durst zu ertragen, habe ich mich freiwillig vorbereitet, aber nie, mit Verachtung behandelt zu werden. Nur ein kleines Häufchen der Kompagnie wird dem Hungertode oder dem Erfrieren entgangen sein. Fast nackt, ohne Nahrung stand ihr Körper der strengsten Kälte Preis gegeben. Hierbei muss ich erwähnen, dass die meisten Leute von der Kompagnie so sehr an ihrem Gesicht und Gehör gelitten, dass sie schwerlich mehr zum Dienst tauglich sein werden. Unser Loos war unglücklicher, als ich schildern kann. Nur ganz männlicher Mut konnte so mächtigen Eindrücken auf Geist und Körper Dauer entgegensetzen. Ich habe mich oft betrübt, keine Mittel zur Abhelfung so vieler Übel zu besitzen, aber ohne alles Geld haben wir den Feldzug gemacht.

Völlig geplündert kehrte ich in mein Vaterland zurück. Ich habe Alles verloren, nur nicht den Glauben einer besseren Zukunft, wo meist die Schandtaten gerächt werden, die wir erduldeten, oder wovon wir Zeuge waren. Ich kann auf Ehre und Pflicht die Wahrheit obiger Erzählung versichern.

Witte,

Premier Leutnant in der Preussischen
Artillerie-Brigade.

Schlußbetrachtung.

Daß die empörten und ausgeplünderten Preußen an den über ihre Grenzen zurückkehrenden Flüchtlingen der „großen Armee“ nicht Rache genommen, sondern sie gespeist und gepflegt haben, hat einst Heinrich v. Treitschke als einen der schönsten Charakterzüge des preußischen Volkes bezeichnet. Es hätte nahe gelegen, die Vernichtungsarbeit der Russen zu vollenden, aber unter dem zum Ausdruck gekommenen edleren Gefühl blieb der Unterton doch hörbar:

„Schlagt sie tot, das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht*).“

Wie tief es vornehmlich in der bis auf das Mark ausgesogenen Provinz Ostpreußen gärte, darüber geben die vorliegenden Berichte und eine reiche Literatur genügend Aufschluß. Aber nicht nur das natürliche Rachegefühl eines gedemütigten Volkes, nicht nur der zur höchsten Glut entflammte Patriotismus der militärischen und studierenden Jugend wiesen auf ein sofortiges Losschlagen gegen die zurückkehrenden Armeetrümmer, auf Krieg gegen Napoleon hin, sondern auch die klare Erwägung erfahrener, an der Spitze stehender Politiker und Generale forderte, daß das unnatürliche Bündnis mit Frankreich schon jetzt gebrochen werde. Unter dem gewaltigen Eindruck der Dezember-Ereignisse gab selbst Staatskanzler Graf Hardenberg seine vorsichtig abwartende Haltung auf, freilich nur für kurze Zeit.**)

*) Heinrich v. Kleist.

**) Max Lehmann, Scharnhorst II, 473.

Friedrich Ludwig v. d. Marwitz, aus seiner Tätigkeit im Kriege von 1806 und seinen ausgezeichneten Berichten*) schon damals als klarer Kopf bekannt, war für Losschlagen im Dezember. Blücher „juckte es in allen Fingern“, den Säbel zu ziehen. Ebenso dachten Bülow, Thile. Ein Zivilbeamter, der Generalkommissarius v. Lüttwitz in Breslau, Präsident des Landes-Ökonomiekollegiums, hatte schon Mitte November, als die ersten dunklen Gerüchte von Unglücksfällen der Franzosen nach Deutschland kamen, in einer fast vermessen kühnen Denkschrift einer Volkserhebung gegen Frankreich, auch ohne des Königs Einverständnis, das Wort geredet.**) „Wozu unterhandelt man, wozu diese kleinlichen Formeln“, rief Bülow aus, und einige Wochen später meinte er, das Korps Yorck und seine und Borstells Truppen wären ausreichend gewesen, alles zu vernichten, was noch von Franzosen da war***). Wie der Mann dachte, der den Anstoß zu der Bewegung von 1813 gab, Yorck, das hat er in seinem Brief vom 13. Januar 1813 an Bülow ausgesprochen†). Vom Januar ab mahnte dann auch Scharnhorst ungestüm, den kostbaren Augenblick nicht zu versäumen.

Kein Zweifel konnte bestehen, nur eines Winkes bedurfte es, und ganz Preußen erhob sich wie ein Mann gegen alles, was an französischen Truppen auf dem Boden des mißhandelten Vaterlandes stand.

Dieser Wink unterblieb, und gegen den Willen seines Königs zu handeln, lag außerhalb der Grenzen dieses in Glück und Unglück zu unbedingtem Gehorsam erzogenen Volkes. Sein König war im Besitz der absoluten Macht. Er ist vor dem Urteil der Geschichte verantwortlich für alles, was in diesen Monaten der ungeheuren Spannung unterblieb und

---

*) Meusel. „Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz“, 541, und „1806, das preußische Offizierkorps“.

**) „Vater, Sohn und Enkel Lüttwitz, Zopten 1887“.

***) Lehmann, Scharnhorst; Klausewitz, hinterlassene Werke pp.

†) Droysen, Yorck v. Wartenburg, 328.

geschah. Zeitgenossen sowohl wie spätere Beurteiler haben des Königs und seiner Ratgeber Zauderpolitik heftig getadelt und ihr die Schuld beigemessen, daß Napoleon Zeit fand, neue Armeen aus der Erde zu stampfen, gegen die ein jahrelanger blutiger Krieg geführt werden mußte. „Es ist ihm nicht leicht gewesen, auf heroische Pläne einzugehen", wirft ihm Hardenberg vor*), und Boyen meint, „seine natürliche Abneigung gegen den Krieg sei 1812 bis ins Unglaubliche gesteigert" gewesen. Er hatte „das Vertrauen auf die Kraft seines Volkes verloren, er setzte bei demselben einen Mangel an Energie voraus, die im Jahre 1806 auch schon da war, aber durch die Regierung nicht geweckt wurde".**) Auch Droysen hat den König und seine Politik scharf verurteilt. „Man war im Preußischen Kabinett weit davon entfernt, die ungeheure Krisis der Machtverhältnisse Europas anders, als nach dem Maße diplomatischer Mittel und nach dem Verhältnis, nicht der glorreichen Vergangenheit, sondern der nächsten peinlichen Gegenwart zu berechnen. Von dem unerhörten Gottesgericht, das mit Moskau begonnen, an der Beresina vollendet erschien, von der überwältigenden Wirkung auf die Gemüter der Menschen, von den schon sich entzündenden Stimmungen im Heer und Volk, von der ganzen Größe der Situation nahm man so wenig als möglich Notiz. An die Möglichkeit einer nationalen Erhebung glaubte man nicht. Am wenigsten vielleicht der König selbst"***). Es ist wahr, das er die Flucht Napoleons aus Rußland am Tage nach ihrer Bekanntmachung am 14. Dezember dahin auslegte: „Les embarras vont sans doute recommencer sous tous les rapports, et notre position en deviendra d'autant plus penible. Dieu seul sait, comment tout ceci finira encore†)," und daß er 14 Tage später schrieb: „Nimmt Napoleon gemäßigte Bedingungen an, und der allgemeine Friede — denn nur von

*) Brief von Gneisenau vom 15. Oktober 1812, bei Duncker, „Abhandlungen" etc.
**) Nippold, Boyen.
***) Droysen, Yorck von Wartenburg.
†) Max Lehmann: Scharnhorst.

diesem kann die Rede sein — kommt bis zum April zustande, so ist der größte aller Zwecke erreicht*).“ Aber am gleichen Tage gibt er Hardenberg zu erkennen, daß der Druck der Verhältnisse ihn auch zum Äußersten entschlossen finden würde*). Nichts kennzeichnet besser den seelischen Zwiespalt zwischen seinen innersten Wünschen, seinem nur zu gerechtfertigten Mißtrauen und den Forderungen der sich überstürzenden Ereignisse, als diese Äußerungen. „Der einfache König war in eine doppelsinnige Stellung gedrängt; indem er den Frieden mit den Franzosen aufrecht zu erhalten suchte, nahm er doch auf den Fall Bedacht, daß er sich mit den alten Verbündeten der Übermacht derselben entgegensetzen könne**).“

Das Bild scheint klar und verlockend genug: die zurückkehrenden Armeetrümmer werden gefangen genommen, die im Königreich zurückgebliebenen Besatzungen überwältigt, und die vereinigte preußisch-russische Armee beginnt den Krieg gegen die heranrückenden Neuformationen im Februar oder März am Rhein, anstatt, wie es tatsächlich erfolgte, im Mai in Sachsen gegen ein wiederum zu riesenhafter Größe angewachsenes französisches Heer.

In Wahrheit stand es um die militärischen Verhältnisse Preußens und seine Beziehungen zu den Nachbarstaaten nicht so sicher, daß sich diese Forderung ohne weiteres in die Wirklichkeit übertragen ließ. Der größte Staatsmann der Zeit, der Freiherr vom Stein, war der Meinung, daß Preußens Lage selbst dann noch gefahrvoll war, als die Mitwirkung der russischen Armee gesichert schien: „Der Beitritt Preußens zu dem von Rußland begonnenen Kampf war gewagt; denn seine eigenen Kräfte waren beschränkt und nicht entwickelt, und die Russen noch schwach, da zwischen Oder und Elbe nicht 40000 Mann standen. Ihnen gegenüber Napoleon mit allen Kräften Frankreichs, Italiens und des Rheinbundes — — —***).“

---

*) Denkschrift vom 28. Dezember.

**) Ranke: „Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg.“

***) Pertz, Stein III, 309.

Wieder greifen wir auf das zu Anfang Gesagte zurück: die geschichtliche Beurteilung hat nur einen sicheren Maßstab, den des Erfolges. Nachträgliche Berechnungen mit umgestellten Faktoren sind unbewiesene Theorien, durch die die Wirklichkeit leicht einen Strich macht. Sie verleiten zu Trugschlüssen. Die Lage Preußens um die Jahreswende zu 1813 war kaum weniger schwierig als vor der Vernichtung der großen Armee. Die bis auf das Äußerste geschwächte Monarchie machte eine Krisis durch, die der in den schlimmsten Tagen des Siebenjährigen Krieges um nichts nachgab. Der große König und Friedrich Wilhelm III. haben sie durchgekämpft; jener mit verzweifelter Entschlossenheit, die den höchsten Einsatz wagt; dieser, der weder die politischen noch die strategischen Fähigkeiten seines großen Vorfahren besaß, mit mißtrauischem, vorsichtigem Abwägen der Verhältnisse. Der Erfolg hat beide Male dafür gesprochen.

Etwa vom November 1812 ab meldeten die bei den preußischen Behörden zusammenlaufenden Berichte ziemlich übereinstimmend, daß die große Armee ihrer Vernichtung entgegengehe. Wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, durfte schon seit dem Brande von Moskau damit rechnen. Die Nachricht von „der Reise Napoleons nach Paris“ mag dann etwa noch bestehende Zweifel beseitigt haben. In welcher Lage war Preußen, selbst unter der Voraussetzung, daß seine Staatsleitung das ganz berechtigte Mißtrauen gegen alle Meldungen vom Kriegsschauplatz überwunden und an eine völlige Vernichtung der großen Armee geglaubt hätte?

Zunächst wußte man mit Sicherheit, daß Napoleon ungehindert nach Paris entkommen war und unzweifelhaft mit gewohnter Schnelligkeit und Rücksichtslosigkeit alle Kräfte Frankreichs und seiner Verbündeten bereit stellen werde. Noch lastete, trotz Moskau und Beresina, der Druck seiner gewaltigen Persönlichkeit auf allen Gemütern. Als der König jenen bekannten Brief Napoleons aus Dresden vom 14. Dezember erhielt, der den Wunsch nach Vermehrung des preußischen

Kontingents aussprach, war er, auch wenn man von der loyalen Denkweise absieht, die ihn abhielt, sich gegen seinen bisherigen Verbündeten zu wenden, unter keiner Bedingung in der Lage, wie es nachträglich gefordert worden ist, mit einer Kriegserklärung zu antworten.

Ein kombiniertes preußisches Armeekorps mit einer Sollstärke von 20000 Mann, das durch Verluste auf etwa 15000 zusammengeschrumpft war, stand in Kurland. Der König konnte bestenfalls durch Yorcks Briefe*) ahnen, daß eine Konvention mit den russischen Truppen in der Luft schwebte; frei war es darum noch nicht, denn im Augenblick des Abschlusses konnte ein Kampf mit dem etwa gleich starken Korps Macdonald entbrennen. In der Monarchie waren zurückgeblieben in runden Zahlen etwa 22000 Mann sofort verwendbarer Feldtruppen, 4000 Ouvriers, Offizierburschen pp., 5000 Mann Garnisontruppen, 6000 Mann nur bedingt felddienstfähige Depôtmannschaften. Diese schwachen Kräfte standen in vier Gruppen in der Provinz Preußen, der Mark, in Pommern und die stärkste in Schlesien verteilt. An Festungen besaß Preußen Kolberg, Graudenz, Kosel, Glatz, Silberberg und Neisse ganz, Spandau und Pillau hatten bei Beginn des Krieges 1812 neben der preußischen eine französische Besatzung aufnehmen müssen. Demgegenüber hatte Ende Dezember Frankreich verfügbar: die Reste der großen Armee, etwa 15000 Mann, deren Gefechtswert freilich sehr gering zu veranschlagen war, in Polen (bei Warschau, Plock, Thorn) rund 13000 Mann (Kaisergarde, Dutaillis, Bayern, litauische Truppen), in den Festungen Pillau, Danzig, Thorn rund 14000 Mann, zwischen Elbe und Oder rund 20000 Mann, im Anmarsch zur Elbe rund 23000 Mann**). Außerdem standen an der unteren Elbe und Weser 6 „Kohorten“, im ganzen etwa 3800 Mann, und westfälische Truppen in Magdeburg.

---

*) Droysen, Yorck von Wartenburg.

**) So nach den Berechnungen Osten-Sackens in der Geschichte der Befreiungskriege.

Die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau hatte Napoleon seit 1807 widerrechtlich in Besitz behalten. Sie mögen in einzelnen kritischen Augenblicken ungenügend verproviantiert gewesen sein, aber niemals boten sie die Möglichkeit, durch einen Handstreich fortgenommen zu werden, wie die Geschichte ihrer Verteidigung durch die tapferen französischen Kommandanten später gezeigt hat. Die Landeshauptstadt Berlin hatte, wie Königsberg, französische Besatzung unter einem französischen Kommandanten. Kein preußischer General durfte dort befehlen. So war die Monarchie durch die in französischem Besitz befindliche Oderlinie in zwei Teile zerschnitten, Ostpreußen ständig von Danzig her bedroht und der König in Berlin in der Gewalt des Marschalls Augerau. Links der Elbe begann im vollen Umfang der Machtbereich Napoleons. Es lag kein Grund zu der Annahme vor, die Rheinbundfürsten schon jetzt auf Preußens Seite ziehen zu können.

Daß also in dieser ersten Periode der etwa zehn Wochen dauernden Zeit der Spannung bis zur Entscheidung von Kalisch der König nichts Feindliches gegen Napoleon unternehmen durfte, ohne wie ein Spieler alles auf eine Karte zu setzen, dürfte wohl nicht zu bezweifeln sein. Napoleon, der vor Beginn seines Entscheidungskampfes gegen Rußland an seinen Minister des Auswärtigen schrieb: „Die beste Art, die Ruhe in Preußen zu verbürgen, ist, daß man ihm jede Bewegung unmöglich macht," kannte die Stimmung dort ganz genau und hatte für Rückenfreiheit gesorgt!

Trotzdem hat von dem Tage an, da seine Flucht aus Rußland bekannt wurde, in der ganzen Monarchie wohl kein Zweifel darüber bestanden, daß „jetzt oder nie" der Augenblick einer Auseinandersetzung mit Frankreich gekommen sei, durch Drohung, bewaffnete Vermittlung oder Krieg. Das beweisen die zahlreichen Denkschriften, unter anderen die des Königs vom 28. Dezember, in der er sich für „schlagen und vernichten"

ausspricht*). Noch tappen sie alle gleichsam im Dunkeln, die Hardenberg, Knesebeck, Ancillon, Albrecht und der König selber, der mißtrauisch nach Österreich und Rußland sieht, und erwägt, wie oft in den letzten Jahren die Großmächte unvermittelt rasch ihr System gewechselt haben**). Seine Ratgeber aber erhoffen alles von Vermittlungen oder Drohungen und wollen den Krieg gegen Frankreich nur als die ultima ratio. Eins betonen alle: Notwendigkeit des Zusammengehens mit Oesterreich; kein einziger aber, seltsamerweise, empfiehlt Anschluß an Rußland, wohl ein Beweis, daß das Mißtrauen gegen den östlichen Nachbarn nicht nur beim König vereinzelt bestand. Die Vorgänge von Tilsit hafteten noch zu fest in der Erinnerung. Darüber läßt sich nicht rechten; denn die Verhältnisse waren damals noch nicht klar zu übersehen***).

Am 4. Januar 1813 kam die Nachricht der Konvention von Tauroggen nach Berlin, am 5. früh nach Potsdam zum König. Unzweifelhaft hat die große Tat Yorcks, dieser höchste Ruhm des Soldaten, ohne, ja sagar gegen Befehl, einen entscheidenden richtigen Schritt zu tun, Preußen und Rußland mit fortreißend, später den Anstoß zu der endlichen Vernichtung Napoleons gegeben. Im Augenblick, da sie geschah, hat sie an den bestehenden Verhältnissen wenig geändert. Die erste jener Denkschriften, die des Kabinetsrats Albrecht, vom 17. Dezember, sonst durchaus nicht im Sinne der späteren Entwicklung abgefaßt, sagte sehr richtig: „Angenommen, daß ein Befehl des Königs an den General Yorck, sich gegen die französischen Truppen zu richten, die Trümmer der großen Armee völlig vernichten könnte, so wäre damit wenig ausgerichtet, wenn Österreich in der französischen Allianz verbleibt. Was man auch sagen möge, Napoleon gebietet über so außerordentliche

*) Kgl. Hausarchiv, mehrfach abgedruckt, u. a. bei Holleben, der Frühjahrsfeldzug 1813, im Auszuge bei Duncker, Abhandlungen u. a. m.

**) Vgl. Lehmann, Scharnhorst II, 474 Anmerkung.

***) Über die Denkschriften vgl. Lehmann, Duncker, Oncken, Ranke (Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg).

Ressourcen, und ist so geschickt, sie zu benutzen, daß er bald Streitkräfte genug aufbringen wird, um den deutschen Fürsten vom Rhein bis zur Elbe zu imponieren und furchtbar genug im nächsten Frühjahr aufzutreten, selbst wenn von seiner Armee in Rußland und Polen nichts übrig geblieben wäre.“ Das galt noch jetzt. Noch vier Wochen später, als Preußen schon mit Rußland verhandelte und seine Rüstungen in unaufhaltsamem Fortschreiten waren, erklärte Graf Dohna auf dem Königsberger Ständetage: „Die französischen Heere sind nahe, die russischen so geschwächt, daß vorerst auf kräftigen Widerstand gegen den Feind wenig gerechnet werden kann*).“ Es genügt hier wohl ein kurzer Hinweis auf den Frühjahrsfeldzug von 1813, in dem es Napoleon gelang, mit zwei Schlachten die vereinigte russisch-preußische Armee bis an das schlesische Gebirge zurückzuwerfen. Freilich hatte man ihm Zeit zu umfassenden Rüstungen gelassen. Seinen Gegnern war diese Zeit aber nicht weniger zugute gekommen. Das Korps Yorck betrat hinter den französischen Truppen Macdonalds preußischen Boden. Etwa im selben Maße, wie durch sein Eintreffen die in Ostpreußen stehenden preußischen Streitkräfte anwuchsen, vermehrten sich die französischen. Chambray (Feldzug in Rußland) berechnet sie auf über 40000 Mann.

Wägen wir die Folgen eines königlichen Befehls zum Losschlagen gegen die in den Grenzen der Monarchie stehenden Franzosen unter der Voraussetzung ab, daß der König selber schon am 5. anstatt erst am 22. Januar von Berlin abgereist wäre, so kommen wir zu folgendem Ergebnis: das Gros der russischen Armee stand noch bei Wilna, andere Teile in Polen, nur Kosaken waren diesseits der Grenze erschienen. Die preußische Armee allein war den französischen Streitkräften nicht gewachsen. Man hätte in der Eile Neuformationen aufstellen oder die grimmige Volksstimmung benutzen und dem allgemeinen Aufstand gegen die französische Herrschaft die

*) Droysen, Yorck von Wartenburg, I 363.

Zügel schießen lassen müssen. Abgesehen von diesem in einem Rechts- und Ordnungsstaat sehr bedenklichen Schritt, wäre ein solcher Krieg bestenfalls bis an die Elbe vorgedrungen und hätte vier starke, in Feindeshand befindliche Festungen im Rücken gehabt. Vor Magdeburg kam die Bewegung wahrscheinlich zum Stehen. Preußen mußte Ausschau nach Verbündeten halten, während vielleicht schon neue napoleonische Massen sich vor seiner Front zusammenballten. War es in dem kritischen Augenblick dieser höchsten Not, nachdem es Frankreich gegenüber so früh die Maske abgeworfen hatte, der Bundesgenossenschaft fremder Mächte ganz sicher, oder hatte es sich „zwischen zwei Stühle gesetzt“? Konnten Rußland und Oesterreich aus dieser schweren Verlegenheit Preußens nicht nunmehr diejenigen Vorteile ziehen, um die sie ein halbes Jahrhundert zuvor vergebens gekämpft hatten?

König Friedrich Wilhelm III. und seine Ratgeber, Hardenberg vor allem, haben — vielleicht unbewußt und gerade in ihrer übergroßen Vorsicht und übertriebenen Vorstellung von Napoleons Machtmitteln — das Richtige getroffen, wenn sie nicht ohne klare Bündnisverträge mit mindestens einem der kontinentalen Großstaaten an Frankreich den Krieg erklärten. Bis solche geschlossen waren, mußte Napoleon gegenüber der Schein der Allianz aufrecht erhalten werden. „Diese Rolle ist mit Meisterschaft gespielt, die Politik scheinbarer Bundestreue, scheinbaren Einvernehmens mit Frankreich mit solch’ täuschender Naturwahrheit durchgeführt worden, daß alle Welt dadurch irre geführt worden ist*).“ Damit fällt auch die Annahme, daß den König „sittliche Bedenken“ abgehalten hätten, mit Napoleon schon im Januar zu brechen. Wenn er vor und während der Verhandlungen zu Kalisch immer wieder gewartet hat, bis sich „Napoleon Preußen gegenüber ins Unrecht gesetzt hätte“, so erklärt sich dieses zögernde Hinhalten mindestens ebenso sehr aus dem Wunsch, nach allen Seiten hin erst volle Klarheit

*) Oncken, Zeitalter der Revolution II, 551.

zu schaffen. Der Vertrag vom 24. Februar 1812 mit Frankreich war erzwungen, und ein solcher bindet selbst einen so gewissenhaften Monarchen wie Friedrich Wilhelm III. nur bis an die Machtgrenzen des anderen Teiles.

Als Verbündete konnten für Preußen zunächst nur in Frage kommen: die russische und die österreichische Armee und die englische Finanzhilfe. Nur dieser letzteren durfte man von vornherein sicher sein. Lord Cathcart hatte sie in Petersburg zugesagt*). Mit Österreich hatte Hardenberg seit dem September 1812 in Verhandlungen gestanden und dabei die Möglichkeit erörtert, daß Napoleon in Rußland eine Katastrophe erleiden könne. Metternich antwortete Anfang Oktober unter dem Eindruck der Eroberung Moskaus durchaus ablehnend. Er hielt Rußland für geschlagen und Napoleon für den unbesiegbaren Herrscher der Welt. Als sich mit dem Spätherbst das Blatt wandte und die bevorstehende Auflösung der großen Armee nicht mehr bezweifelt werden konnte, wechselte Metternich geschickt und rasch das System und begann sich in die Rolle des Vermittlers einzuleben, durch die er einen europäischen Frieden erzwingen wollte. Das Endergebnis der langen Depesche an den österreichischen Geschäftsträger bei Napoleon, Botschaftsrat v. Floret, vom 9. Dezember lautet: „Österreich allein hält in diesem Augenblick durch die Ruhe und unverwüstliche Festigkeit seiner Haltung 50 Millionen Menschen im Zaum — — — Österreich tritt bei den Mächten für den allgemeinen Frieden ein, es ist nötig, daß Österreich zu den ersten Mächten Europas redet, daß Österreich die Sprache des Friedens führt gegen alle, gegen Frankreich die eines Verbündeten, und gegen die anderen Mächte die des vollständigst Unabhängigen**).“ Dabei blieb es, und weder Hardenberg noch dem Anfang Januar nach Wien gesandten Obersten v. d. Knesebeck gelang es, den Fürsten Metternich umzustimmen. Öster-

*) Nippold, Boyen II, 258.

**) Oncken, Österreich und Preußen, 39.

reich wird rüsten, ohne sich auszusprechen, das nennt der Staatskanzler die „entière mobilité“, berichtete Knesebeck*), und der preußische Gesandte in Wien, Wilhelm v. Humboldt, faßte Ende Januar alles, was zu hoffen und zu fürchten war, so zusammen: „Österreich wird seine Streitkräfte für Frankreich nur in dem Fall verstärken, wenn es durch verletzendes Verfahren Rußlands und Englands dazu gedrängt würde; es wird gegen Napoleon nur dann mitwirken, wenn es diesen so engagiert sieht, daß es selbst außer aller Gefahr ist, und insbesondere deshalb, um dann bei der Regelung der Angelegenheiten mitwirken zu können; bis dahin wird die Furcht, sich Frankreich gegenüber zu kompromittiren, es von jeder kathegorischen Erklärung zurückhalten**).“

Scheinbar war es also ein Irrtum gewesen, an der Hoffnung des österreichischen auf Kosten des russischen Bündnisses so lange festzuhalten. Zusammengehen mit Oesterreich hatten alle maßgebenden Stimmen Preußens als die unerläßliche Vorbedingung eines Krieges gegen Napoleon angesehen, und nun war in der wochenlangen Zeit der Verhandlungen nur klar gestellt worden, daß eine sofortige Waffenhilfe von Österreich nicht zu erwarten war. Aber abgesehen davon, daß über diese Frage unbedingt Klarheit geschaffen werden mußte, lassen sich weitere gewichtige Gründe gegen ein unbedingtes Nachgeben Preußens auf die russischen Werbungen anführen, die im Spätherbst von 1812 begonnen, sich im Januar und Februar 1813 fast bis zu Drohungen steigerten. Der Notwendigkeit eines Zusammengehens mit Rußland hat König Friedrich Wilhelm sich auf die Dauer nicht verschließen können. Unmittelbar den Spuren Yorcks folgen, hieß sofortiger Bruch mit Frankreich und Beginn des Krieges in Ostpreußen. Das aber zu vermeiden, lag ja gerade in Preußens Absicht. Die Sendung Krusemarks und Hatzfelds nach Paris, den

*) Oncken, Österreich und Preußen, 148.
**) Oncken, Zeitalter der Revolution II, 555.

Plan einer preußisch-französischen Eheverbindung hat Hardenberg in seinem Tagebuch als „Maske“ bezeichnet*). War nun aber das Zögern der preußischen Regierung, in die dargebotene Hand des Zaren einzuschlagen, an sich berechtigt? Konnte nicht der Wolf den Bund mit dem Lamm benutzen, um es zu verschlingen?

Ostpreußen bis zur Weichsel zu besitzen, gehörte seit dem Beginn des Siebenjährigen Krieges unzweifelhaft zu den Wünschen der russischen Zaren. Die Zarin Elisabeth hatte den Adel des Landes sich huldigen lassen, zwei Jahre später in offiziellem Vertrage mit Österreich die Erwerbung Ostpreußens als Preis gefordert. Zar Paul beschäftigte sich mit Plänen auf die Weichselgrenze, in den russisch-schwedischen Verhandlungen zu Abô im Spätsommer von 1812 hatte die Erwerbung Ostpreußens durch Rußland eine Hauptrolle gespielt. Der Freiherr vom Stein bezeugt unzweifelhaft, daß Rußland nach der Westgrenze schielte**). Oberst v. Schöler, der frühere preußische Gesandte, der trotz des Kriegszustandes in Petersburg geblieben war, warnte vor russischen Vergrößerungsplänen. Toll gibt zu, daß Kutusoff den Feldzug von 1812 mit der Erwerbung Ostpreußens beschließen wollte***). Am deutlichsten drückte sich Boyen, der während des Krieges in Petersburg weilte, aus. Während ein Teil der maßgebenden Leute in Rußland Eroberungen verschmähte, verlangte „die zweite Partei, hauptsächlich aus Militärs bestehend, und bei weitem die zahlreichste, die Weichsel in ihrer ganzen Ausdehnung zur Grenze von Rußland; sie war bereit, für diesen Preis das übrige Europa an Napoleon, oder auch dem Teufel zu überlassen, denn sie wähnte, hinter diesem Wassergraben könnte dann Rußland für alle Zeiten dem auswärtigen Getriebe ganz ruhig zusehen†)“.

---

*) Ranke, Denkwürdigkeiten Hardenbergs IV, 326.
**) Pertz, Stein III, 208.
***) Bernhardi, Toll II, 389.
†) Nippold, Boyen II, 250.

An sich war also das Mißtrauen gegen das nach einem siegreichen Kriege an der preußischen Grenze aufmarschiert stehende Rußland berechtigt. Sind dem König die russischen Pläne und Wünsche damals auch nicht im vollem Umfang bekannt gewesen, so spricht aus den Worten seiner Denkschrift vom 28. Dezember 1812: „Rußlands Heere dürfen nicht bis an den Rhein kommen“ die gleiche Sorge vor dem drohenden Übergewicht Rußlands, wie sie die Diplomaten Westeuropas seit den Tagen Peters des Großen in allen Verwicklungen gehegt hatten.

Aber die Lage hatte sich verschoben, die Sorge war grundlos. Bei den immer dringender werdenden Aufforderungen des früheren russischen Gesandten Grafen Lieven und der beiden aufeinanderfolgenden Gouverneure von Riga, Essen und Paulucci, den Versprechungen des Zaren an Boyen, seinen wiederholten Briefen an den König mit den Zusagen, Preußen wiederherstellen zu wollen und der Bitte, endlich das Bündnis mit Napoleon zu brechen, hat der Wunsch, Ostpreußen zu besitzen, bei dem Zaren damals nicht bestanden. Jedenfalls ist er niemals zum Ausdruck gekommen. Dafür bürgte allein die Anwesenheit Steins im russischen Hauptquartier und der nach der langen Verfolgung des geschlagenen französischen Heeres völlig erschöpfte Zustand der russischen Armee*).

Will man einen Irrtum, einen Fehler der preußischen Politik, die so einstimmig verurteilt worden ist, für jene außerordentlich schwierige Krisis zugeben, so ist es der der unrichtigen Berechnung des russischen Machtfaktors und der Unterschätzung der eigenen Kraft bei den Verhandlungen mit dem Zaren. Erst das in Breslau „sichtbar werdende unsichtbare Heer**)“ ließ den König ahnen, wessen diese lange zurückgehaltene Gewalt fähig war. Nicht die zwei getrennten Staatshälften von 1806, sondern einen geschlossenen Großstaat mußte sich Preußen in Kalisch verbürgen lassen.

*) Bernhardi, Toll, 369—72.

**) Oncken, Österreich und Preußen, 182.

Das Genie, die Tatkraft, „die Ressourcen“ Napoleons hatte Friedrich Wilhelm III. durchaus richtig eingeschätzt, wie die schweren blutigen Kriege der nächsten Jahre beweisen.

Diese Irrungen müssen mit der Zauderpolitik im Osten in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden. Folgerichtig mußten sie dahin führen, daß der Zar schließlich unter Drohungen den Anschluß Preußens forderte und, da von Berlin, später Breslau aus, keine klaren Befehle eingingen, die Verwaltung der in wilder Gärung befindlichen Provinz Ostpreußen für kurze Zeit in die Hände eines russischen Bevollmächtigten — glücklicherweise war es Stein — überging. So konnte es kommen, daß der König mit Bittschriften zum Losschlagen bestürmt wurde, und die Generale den Gedanken erwogen, auf eingene Faust zu handeln*).

Der Zar brauchte Preußen für seine polnischen Pläne. Nicht Ostpreußen wollte er erobern, wohl aber Warschau, und damit eine Wiederherstellung Polens für alle Zeiten verhindern.

Als der Vertrag zu Breslau-Kalisch endlich am 26. Februar unterzeichnet war, entfuhr dem Zaren dem preußischen Obersten Knesebeck gegenüber die unvorsichtige Äußerung: „Das ist eine Verstärkung, welche die Vorsehung mir schickt.“ Hardenberg aber sah nicht, daß der Verlust von Warschau für Preußen in Wahrheit einen Gewinn bedeutete, und daß die Bahn seiner historischen Mission nach dem Rhein, aber nicht nach dem Bug und Narew führte.

---

*) Lehmann, Scharnhorst 487.

Von masurischen Gütersitzen, in besonderer Beziehung auf das 16. bis 18. Jahrhundert.

II.: Billstein, Lakellen und Niedzwetzken.

Von Dr. **Gustav Sommerfeldt** in Königsberg i. Pr.

(Fortsetzung.)

Zu Niedzwetzken, dem im Kreise Oletzko gelegenen Bauerndorf, ist Johann von Wiersbitzki[1]) um 1680 schon begütert mit dem kölmischen, gegen Willkassen[2]) hin befindlichen Grundstück von einigen Hufen, und zwar nachdem er die Ehe mit Anna von Grabowski[3]) eingegangen war, vermutlich einer Angehörigen jener Familie von Grabowski des Wappenstammes Pobog, von der in Teil I dieses Beitrags (unter Baitkowen) die Rede war. Da die bezüglichen Grundakten und Verschreibungsbücher des ehemaligen Hauptamts Oletzko bis auf geringe Reste zugrunde gegangen sind, hat sich die an von Wiersbitzki im Jahre 1680 erteilte Verschreibung nicht auffinden lassen. Statt deren möge das älteste über 15, am Heidefließ zu Niedzwetzken

---

[1]) Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Masovia zu Lötzen 5, 1899, Seite 146—148; 10, 1904, Seite 209—211 und Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia zu Königsberg 20, 1896, Seite 57—78; 21, 1899, Seite 321 bis 325. — Daß die von Corvin-Wiersbitzki nicht etwa aus Kroatien, oder gar aus Italien, herstammten, sondern als polnischer Uradel zu betrachten sind, hat sich durch neuere Untersuchungen mit immer größerer Bestimmtheit ergeben.

[2]) Die alte Handfeste über Willkassen vom 13. Dezember 1508 siehe am Schluß von Teil II des gegenwärtigen Beitrags.

[3]) Brünner Taschenbuch der adligen Häuser 4, 1879. Seite 102. Ein Lehnsinsasse des Hauptamts Johannisburg, Kasimir von Grabowski, ist zum Jahre 1664 und noch 1674 auf Gehsen (bei Johannisburg) nachweisbar: Mitteilungen der Masovia 12, 1907, Seite 19. Sein um 1539 lebender Vorfahr Stanislaus von Grabowski war im Lyckischen auf Baitkowen, ferner auf Rakowen und Andreaswalde (Andrissowo) im Johannisburgschen, und auf Lawken im Gebiet Rhein begütert: Mitteilungen etc. 12, Seite 15 und 27, und oben Seite 154—158.

gelegene Hufen dem frühen Ansiedler Stanislaus Beer unterm 20. Juni 1476 durch den Komtur zu Brandenburg Bernhard von Balzhofen erteilte Privileg hier zur Mitteilung gelangen[1]:

„Nedewetzcken“[2]. — „Wir bruder Berndt von Baltzhöffen[3], oberster spitler und compthur zu Brandenpurgk, des ordens der brudere des hospitales sancte Marie des Deutschin hauses von Jherusalem, thun kundt und bekennen offentlichen mit dießem unserm offin brieffe[4]) vor allen und iglichen, die in sehen oder horen lesen, das wir von verhengnisse des gar erwirdigen herren, herren Henrichen von Richtenperg[5], unsers hoëmeisters, auch mit rathe, wissen, willen und vollwoërt unser eldesten brudere, geben, verschreiben und verleihen unserm lieben und getrawen Stanek Beer[6], ime und seinen rechten erben und nachkomlingen funffzcehen huëben, am Heidenfließe[7] gelhegen, an acker, wesen,

---

1) Königliches Staatsarchiv zu Königsberg, Handfestenband 125, Blatt 269, sub „Stradaunen“ (A), aus etwa Mitte des 16. Jahrhunderts. Spätere Abschriften, in modernisierter Schreibweise, mit unvollständiger Namensangabe des Beliehenen und teilweise abweichender Zeugenreihe, auf Grund des verloren gegangenen Oletzkoer „Hausbuchs“: (B) im „Grundbuch Wielitzken“ der Königlichen Regierung zu Gumbinnen = Oletzkoer Verschreibungsbücher Band VII, Seite 301—302, sub Nr. 27, und (C) Amtsgericht zu Marggrabowa, Grundakten des Dorfs Niedzwetzken, Blatt 14—16, sub Nr. 51, sehr fehlerhaft. Kurze Erwähnung der Handfeste findet sich bei W. v. Kętrzyński, O ludności Seite 502.

2) Die Überschrift nur in A.

3) B: Bolzhöffen. — Bernhard von Balzhofen war Oberspittler des Deutschritterordens und Komtur zu Brandenburg während der Jahre 1474 bis 1480.

4) A: brieffen.

5) Heinrich Reffle von Richtenberg, Hochmeister des Ordens 1470—1477.

6) B und C: Stenig vor ihm und seinen rechten erben (mit Auslassung von Beer). Der Fehler ergibt sich schon daraus, daß „vor“ in die Konstruktion nicht hineinpaßt. Niedzwiedz ist der polnische Ausdruck für „Bär“, sodaß auch die innere Wahrscheinlichkeit, abgesehen von der zuverlässigen Begründung durch die Vorlage A, zu der Annahme drängt, daß der ursprüngliche Ansiedler des Ortes den Namen Beer (= Bär) geführt hat. — Stanek und Stenig sind die Verdeutschungen für Stanislaus.

7) B und C: Heydefluß. — Es ist der den Ort Niedzwetzken durchströmende Abzugsgraben des nahe gelegenen. noch heute erst teilweise trocken gelegten Willkassener Bruches. Über die hydrographischen Verhältnisse zwischen Marggrabowa und Lyck vgl. J. Frenzel, Beschreibung des Kreises Oletzko. Marggrabowa 1870, Seite 15.

weiden, welden, puschern, heiden, streuchern und bruëchern[1]) bynnen gewissen grentzen, als die von unsers ordens brudere beweiset seint, frey von zcinsen, zcehenden und allerley gebewerlicher arbeit, erblich und ewiglichen zu Medepurgschem rechte[2]) zu besitzcen. Dovon sollen sie uns thun ein redlichen, tuchtigen dienst mit hengst und harnischen nach dießes lanndes gewonheit zu allen geschreien, herfarten, landtweren und reysen, neue heuser zu bauen, alde zu bessern ader zu brechen, wenne, wie diecke und wohin sie das von uns ader unsers ordens brudere geheischen werden, und sie[3]) getreulich helffen zu weren, wo das innoten[4]) sein wirt. Von sunderlichen gnaden irlauben wir inen frey beuthen[5]) zu machen bynnen seinen grentzen; den honig sall er der herschafft oberanttwurten. So sall man en den honig bezcalen gleichen andern behnern[6]) im Letzceschin[7]) gebiete. Auch sall er[8]) auf die jaget zciehen, wenne, wie diecke her das von uns ader unsers ordens brudere werde geheischin[9]); so sall man en geben saltz und brot. Auch gonnen wir em allerley viltwerck[10]) zu schlaën, sonder die schlaun[11]) und hewte sall man em bezcalen[12]) nach ausweisungen der Letzceschin handtvhesten[13]). Auch gonnen wir inen frey vischerey mit cleinen gezceu in unsern sehen, und nicht zcu vorkeuffen; nemlich so wollen wir, das sie keine fließer in keiner zceit des jares sollen vorstellen bey erer hochsten bußen. Auch sollen

---

[1]) B und C: büschern, brüchern und streuchern.

[2]) B und C: Magdeburgischen Rechte.

[3]) Die Häuser (Ordensburgen).

[4]) B und C: von nöthen.

[5]) B und C: freye Bäute. Gemeint sind die Bienenstöcke der damals noch sehr waldreichen Gegend.

[6]) B und C: Beutnern.

[7]) B und C: Lötzischen.

[8]) B und C: sollen sie.

[9]) Im Gefolge der Ordensherren bei von diesen veranstalteten Jagden mitwirken.

[10]) B und C: Wild.

[11]) d. i. Felle.

[12]) B und C: sollen sie dei herrschaft geben, die soll man ihnen bezahlen.

[13]) B und C: Lötzischen Handveste.

sie uns geben alle jor auf Martini ein crompfundt wachs und einen colmischen pfennigk, ader an die stat funf Preuß[1]) pfennig, zur orkunde und bekentnus der herschafft; dorzu von iglichem pfluge ein scheffel weißen[2]), ein scheffel roëcken. Des zu bekentnus und ewiger sicherheit haben wir unsers ampts ingesiegel[3]) an diesem brieff anhengen lossen, der gegeben ist zu Letzcen[4]) am achten tage Corporis Cristi im 1476. jore. Gezceuge dießer dinge seint die ersammen und geistlichen, unser lieben in got andechtige brudere, bruder Ludwig von Hornheim[5]) unser hauscomptur, herr Claws Wussaw[6]) zur Preussen Eulaw[7]), Henrich von Bubenheim[8]) unser kellermeister, Herman von Festenpurg[9]) unsers ordens, Jodocus[10]) unser schreiber, und vill ander trauwirdigen leuthen[11])."

Da der Name Stanek (Stenig) in der Abwandlung Stemke, Steinke (und ähnlich) später zu Niedzwetzken noch öfter anzutreffen ist, handelt es sich da augenscheinlich um Nachkommen des Stanislaus Beer. So wurde d. d. Königsberg, 20. Mai 1539 den Brüdern Steinke, Paul und Janische (letzteres das Dimi-

---

1) B und C: Preußische.

2) B und C: Weitzen.

3) B und C: unser Ambtssiegel.

4) zu Letzcen fehlt in B und C.

5) B und C: Heinrich von Hoercken. — Ludwig von Hornheim (Hurnheim) wird als Hauskomtur zu Brandenburg schon früher unterm 22. Juli 1473 erwähnt: Mitteilungen der Masovia 12, Seite 145. In den Jahren 1477 bis 1482 ist er Pfleger zu Neidenburg: J. Voigt, Namenkodex Seite 95.

6) B: Herr Claus Misaw; C: Herr Meyer Wiesau.

7) Pfleger zu Preusch Eylau; Klaus von Wussau (aus der pommerischen Familie von Wussow), ist 1470—1476 Pfleger zu Pr. Eylau, 1480 Pfleger zu Johannisburg. Vorher, 1469—1470 war er Kellermeister zu Brandenburg (Mitteilungen der Masovia 6, Seite 59—108.)

8) B und C: Heinrich Specht von Bubenheim, 1468—1473 Pfleger zu Kreuzburg; Mitteilungen der Masovia 12, Seite 145 (zum 22. Juli 1473): Henrich Specht von Bubenheim unser kuchmeister. Auch als „Heinrich Speth unser kuchmeister" nennen ihn die Urkunden.

9) B und C: Fastenberg; in Mitteilungen der Masovia 12, Seite 145, Festenberk.

10) B und C: Theodorus.

11) B und C: trauwürdige männer.

nutivum von Johann) die Mühle zu Niedzwetzken samt zwei Hufen Landes durch den Herzog Albrecht verschrieben[1]). Anderseits wird dem Bauer Johann Markowitz unterm 20. Juli 1546 durch den Amtshauptmann zu Stradaunen, Michael von Eysack, eine Hufe Land in Niedzwetzken verkauft für 12 Mark damaliger Währung, nach Willkassen hin gelegen, außerhalb der „Dienste" von Niedzwetzken[2]). Auch erhielt ein Johann (Janusch) Küschner d. d. Königsberg, 28. Oktober 1550 durch den Herzog Albrecht vier Hufen im Dorf Niedzwetzken[3]), und es ist Kunde auf uns gekommen von einer Verschreibung, worin Christoph von Glaubitz, der Amtshauptmann zu Stradaunen, 1558 dem Jakob, Johann, Stanislaus (Stanigk) und dem Sohn des Paul (Paulewitz) $2^1/_2$ Hufen zu Niedzwetzken, die an der litauischen Grenze gelegen sind, jede zu 50 Mark, verkauft[4]). Sodann verleiht der Herzog Albrecht dem Nikolaus (Mischke) Reiffschläger das nordwärts gegen Markowsken hin gelegene Werder (Teil des heutigen Willkassener Bruchs) in Größe von 1 Hufe 3 Morgen d. d. Königsberg, 1. Mai 1562[5]), ferner der Amtshauptmann zu Stradaunen Lorenz von Halle, dem Johannes von Niedzwetzken eine halbe Hufe Übermaßes an diesem Ort d. d. Stradaunen, 1. August 1564[6]) und den Söhnen des Johannes, nämlich Stanislaus (Steinke), Radt und Lazaß, unter gleichem Datum 15 Morgen Übermaßes zu Niedzwetzken[7]). Im 17. Jahrhundert sodann vergabt der Landrat Balthasar von Fuchs d. d. Oletzko, 30. Mai 1619 an Albert (Woytek) Niedzwietzky und an Adam (Jedam) Schwarzau 18 Morgen Übermaßes, genannt Prsikupzißna, im Freidorf Niedzwetzken[8]), und derselbe d. d. Oletzko 1. Juni 1619 den

---

1) Grundbuch Wielitzken (bei der Regierung zu Gumbinnen) Seite 309—310, sub Nr. 28, und Amtsgericht zu Marggrabowa, Grundakten, Blatt 21, Nr. 58.

2) Amtsgericht zu Marggrabowa, Grundakten, Blatt 18, Nr. 55.

3) Amtsgericht zu Marggrabowa, Grundakten, Blatt 16—17, Nr. 52.

4) v. Kętrzyński, O ludności Seite 502.

5) Amtsgericht zu Marggrabowa, Grundakten, Blatt 18—19, Nr. 54.

6) Ebenda, Blatt 17—18, Nr. 53.

7) Grundbuch Wielitzken, bei der Regierung zu Gumbinnen, Seite 311, Nr. 29.

8) Amtsgericht zu Marggrabowa, Grundakten, Blatt 19, Nr. 56.

gesamten Einwohnern von Niedzwetzken 5 Hufen und 9 Morgen Übermaß, genannt Gegloffka, die beim Dorfe Niedzwetzken gelegen sind[1]).

Den erwähnten Johann von Wiersbitzki finden wir noch 1714 im Besitz des Gütchens, das er 1680 zu Niedzwetzken erworben hatte. Zu Beginn des Jahres 1714 aber brach beim Malzdarren auf dem Gute ein Feuer aus durch Verschulden des zu Willkassen wohnenden Grenznachbarn Jakob Dzikonski und legte das Gutshaus nebst den Stallungen in Asche[2]). Dzikonski wird noch zum Jahre 1717 als Besitzer der 5 Hufen genannt[3]), die ihm in Willkassen gehörten, und Wiersbitzki erhob Ersatzansprüche an ihn in Höhe von 2327 Gulden 20 Groschen, die aber durch gerichtliches Urteil nur im Betrag von 1000 Gulden bewilligt wurden. Und Dzikonski hat diese in drei Raten von je 333 Gulden 10 Groschen an von Wiersbitzki, wie es scheint, binnen zwei Jahren zur Zahlung gebracht[4]), ihm zugleich auch noch während eines Freijahres Obdach auf der Besitzung in Willkassen gewähren müssen.

Es mag hier der Ort sein, über das Regiment zu Pferde, dem Johann von Wiersbitzki in den Jahren 1676 bis 1679 angehörte, und bei dem er zahlreichen Kriegsvorfällen, besonders am Rhein, in der Mark Brandenburg und in Pommern beiwohnte, genauere Daten beizubringen.

Vier Jahre ehe der Eintritt von Wiersbitzkis in das Regiment erfolgte, war dieses, nämlich im Frühjahr 1672, für den Kurprinzen Karl Emil[5]) auf Befehl des Kurfürsten Friedrich Wilhelm gebildet worden, und zwar zu 6 Kompagnien

---

1) Ebenda, Blatt 19—20, Nr. 57.

2) Sitzungsberichte der Prussia 20, Seite 76 und 21, Seite 321—323.

3) A. Bötticher, Bau- und Kunstdenkmäler. Heft 4, Seite 124.

4) Sitzungsberichte der Prussia 21, Seite 321 ff. Zum 9. April 1718 erwähnt den Johann als im Oletzko'schen noch lebend, sein Sohn Daniel von Wiersbitzki im Schreiben d. d. Königsberg, 9. April 1718: Königl. Geheimes Staatsarchiv zu Berlin, Rep. 7, 144 a, Blatt 2.

5) Über diesen ältesten Sohn des Kurfürsten: Mitteilungen der Masovia 15, Seite 200 und 16, Seite 127 ff.

à 100 Mann[1]). Zum Kommandeur ersah der Kurfürst den aus westfälischem angesehenen Adel herstammenden Johann Friedrich von Printz [Printzen † 1691[2])], der u. a. schon durch seinen Vater in der Altmark begütert war, und seit Februar 1671 in der Charge eines Obersten sich befand[3]), ohne bis dahin ein eigenes Regiment jedoch zu besitzen.

Seit Juli 1680 tritt von Printz außerdem auf als Amtshauptmann zu Jerichow, Sandau und Altenplatow[4]). Unter der Führung von Printz' beteiligte sich das Regiment an den Feldzügen am Mittelrhein und in Westfalen 1672 und 1673, die durch den Frieden von Vossem ihr vorläufiges Ende fanden. Juni 1673 vollführte das Regiment alsdann seinen Marsch nach Preußen[5]). Durch kurfürstliche Verordnung vom 13. November

---

1) K. Jany, Die alte Armee von 1655—1740. Berlin 1905. Seite 76; Jany, Die Dessauer Stammliste von 1729. Berlin 1905. Seite 124; G. A. v. Mülverstedt, Die brandenburgische Kriegsmacht unter dem Großen Kurfürsten. Magdeburg 1888. Seite 375. Jede Kompagnie des Regiments hatte eine Primaplana à 14 Mann, so daß die Zahl der Gemeinen beim Regiment nur 516 betrug.

2) K. W. von Schöning, Leben des Feldmarschalls Hans Adam von Schöning. Seite 55.

3) E. Fischbach, Historische, politische, geographische, statistische und militärische Beiträge. Bd. I. Berlin 1781. S. 307. Notizen G. von Kessels in seiner Ausgabe „Dietr. Sig. von Buch, Tagebuch der Jahre 1674—1683". Bd. I. Jena und Leipzig 1865. Seite 69, Anm. 64, und 90, Anm. 79; Jany, Dessauer Stammliste vom Jahre 1729. Seite 124. — Bei v. Mülverstedt a. a. O. wird das Regiment von Printz' teilweise vermengt mit dem durch den Generalmajor Georg Adam von Pfuel († 9. Juni 1672) im Jahre 1666 errichteten Regiment zu Pferde, das nach von Pfuels Tode den Prinzen Friedrich, nachmaligen König Friedrich I., zum Chef erhielt. Indessen bezeichnet auch noch F. Hirsch in der Neuausgabe des von Buchschen Tagebuchs, Bd. I, Leipzig 1904. Seite 81, Anm. 4 den von Printz als Oberst des ehemals von Pfuelschen Regiments.

4) Ordre des Kurfürsten an die Magdeburgische Regierung d. d. Cölln an der Spree, 29. Juli 1680, im Königlichen Staatsarchiv zu Magdeburg befindlich. A. B. König, Biographisches Lexikon aller Helden. Bd. III. Berlin 1790. Seite 229, hat unrichtig Spandow statt Sandau. In Spandau (bei Berlin) hatte während dieser Jahre Johann Adam von Schöning die Amtshauptmannschaft.

5) Vgl. Mitteilungen der Masovia 16, Seite 136.

1673 wurde seine Verpflegung hier im einzelnen festgesetzt[1]). Es empfing das Regiment an Verpflegungsgeldern pro Juni 1673: „wegen des Staabes 86 Thaler, auf 6 Primaplanen, jede zu 65 Thaler, 390 Thaler, auf 484 Gemeine, jeder zu $1^1/_2$ Thaler, 726 Thaler; Summa 1202 Thaler;“ zu Juli 1673: „Stab 267 Thaler 45 Groschen, 6 Primaplanen ad $166^1/_2$ Thaler = 999 Thaler, 482 Gemeine ad $3^1/_2$ Thaler = 1687 Thaler; Summa: 2953 Thaler 45 Groschen;“ zum August 1673 wieder die Summe von 2953 Taler 45 Groschen. Davon werden 2035 Taler $68^1/_4$ Groschen auf die Kriegskasse angewiesen, kleinere Summen auf die Ämter Szabinen, Georgenburg, Kattenau, Hahn, Petricken, Stanaitschen, Kiauten, Missen, Balzer, Endruhnen[2]), auf die Freien zu Insterburg und die Schulzenämter ebenda, auf das Mattheische und Lohlische Amt, die Güter der Dönhoffschen Erben und die Güter des Generalmajors De la Cave. Eine Kompagnie befehligt der Rittmeister von der Ölsnitz (steht bei Insterburg), je eine andere der Oberstleutnant Österling, der Oberst von Printz, Major von Littwitz, Rittmeister von der Recke; pro Oktober 1673 ist die Summe die gleiche, doch erfolgt keine Zahlung aus der Kriegskasse, sondern es werden angewiesen 2337 Taler $76^1/_4$ Groschen auf das Amt Insterburg, 266 Taler $38^1/_2$ Groschen auf das Amt Gerdauen und 300 Taler auf das Amt Angerburg.

Zum Dezember 1673 findet sich eine kurfürstliche Order an den Statthalter in Preußen, Herzog Ernst Bogislaus von Croy d. d. Cölln a. d. Spree 19/29. Dezember 1673 vor, worin der Kurfürst es billigt, daß der Herzog von Croy die Kompagnien der Regimenter zu Pferde und der Dragonerregimenter auf je 100 Mann verstärkt, ohne daß jedoch besondere Werbegelder zum Zweck der Verstärkung zur Zahlung kommen.

---

[1]) Königliches Staatsarchiv zu Königsberg, Foliant 860 (unpaginiert). Über die bevorstehende Ankunft der beiden Regimenter (zu Fuß und zu Pferde) des Kurprinzen Karl Emil in Preußen sprach sich der Oberpräsident Otto von Schwerin in einem Schreiben an den Statthalter Herzog von Croy vom Juni 1673 aus: v. Orlich, Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert. Bd. I, Seite 361.

[2]) Nur zum teil noch als Ämter bestehend.

Zum Dezember 1673 heißt es (Ebenda) bezüglich dieses Regiments[1]):

„a) Staab. Obrister 86 Thaler, Obristerlieutenant 37 Thaler, Obrister Wachtmeister 30 Thaler, Regiementsquartiermeister 20 Thaler, Prediger 14 Thaler, Auditeur und Secretarius 14 Thaler, Adjutant 14 Thaler, Wundarzt 8 Thaler, Paucker 10 Thaler, Profos 7 Thaler, Scharffrichter 7 Thaler, Steckenknecht 3 Thaler, Summa 250 Thaler. — b) Primeplane. Rittmeister 54 Thaler, Lieutenant 25 Thaler, Cornet 19 Thaler, Wachtmeister 10 Thaler, Quartiermeister 8 Thaler, Musterschreiber 6 Thaler, 3 Corporals 24 Thaler, 2 Trompeter 12 Thaler, Feldtscheer 6 Thaler, Fahnschmidt 6 Thaler, Saatler 6 Thaler, Summa 176 Thaler. — c) noch auf 5 Primplanen ad 176 Thaler = 880 Thaler, auf 800 Reiter ad $4^1/_2$ Thaler = 2700 Thaler, Summa 4006 Thaler." — Angewiesen wurden davon 717 Taler $30^1/_2$ Groschen auf die Kriegskasse, 2000 Taler auf das Amt Insterburg, 300 Taler auf das Amt Gerdauen, 26 Thaler auf Nordenburg, 21 Taler 60 Groschen auf Gilgenburg, 325 Taler 85 Groschen auf Angerburg, 43 Taler 30 Groschen auf Sperling, 504 Taler $85^1/_2$ Groschen auf Oletzko; pro Januar 1674[2]) hat das Regiment zu Pferde des Kurprinzen den gleichen Etat wie pro Dezember 1673, doch gehen die 14 Taler für den Adjutanten ab, so daß nur 3992 Taler angesetzt sind.

Auch pro Februar 1674 beträgt der Ansatz 3992 Taler, indessen erfolgen die Anweisungen mit 2345 Taler 38 Groschen auf die Kriegskasse und in kleineren Beträgen auf die Kammerämter Hahn, Balzer, Kattenau, Endruhnen, Stan, Petricken, Szabinen, Missen, die Güter des Generalmajors De la Cave und der Dönhoffschen Erben, ferner auf die Ämter Gilgenburg, Sperling, Polommen, Stradaunen und Gerdauen.

Für März bis Juni 1674 entsprechen die Eintragungen denen pro Februar.

---

[1]) Königliches Staatsarchiv zu Königsberg, Foliant 861, unpaginiert.

[2]) Ebenda, Foliant 861.

Beim Juli 1674 ist zwar das Regiment mit der Summe von 3398 Talern 45 Groschen noch eingestellt, doch ist nicht bemerkt, daß die Anweisung der Summe erfolgte. Vom August ab fehlt das Regiment im Etat ganz, da es nach Deutschland zurückmarschiert ist. Der Kurfürst hatte d. d. Cölln a. d. Spree, 6./16. April 1674 angeordnet, daß diesem und den andern nach Deutschland abrückenden Kavallerieregimentern die Verpflegung nur noch bis Mai inklusive zu reichen sei. (Ebd.: Verordnung an den Herzog von Croy und an Görtzke).

Unter Beteiligung an den Kriegsereignissen im Elsaß tritt das Regiment eben damals in Stärke von 6 Kompagnien, 600 Mann, auf[1]). Da der Kurprinz Karl Emil hier zu Straßburg am 6. Dezember 1674 starb, hatte dies zur Folge, daß das Regiment alsbald an von Printz als Chef vergeben wurde[2]). Die Winterquartiere von 1674 auf 1675 nahm von Printz zu Berchingen in Mittelfranken, woselbst er von seiner Gemahlin Judith von Schöneich[3]), Tochter des Sebastian Freiherrn von Schöneich, Erbherrn auf Carlath, Amtitz etc.[4]), am 14. April 1675 einen Sohn Marquard Ludwig von Printz, den späteren Staatsminister, erhielt[5]).

Bei Fehrbellin, wo das Regiment 1675 alsdann mitkämpfte, soll es, wenn einem Bericht, den von Wrangel d. d. Loitz, 6. Juli 1675 erstattete, Glauben beizumessen ist, „fast ganz draufgegangen sein"[6]). v. Mülverstedt bringt hingegen Notizen bei, die zu ergeben scheinen, daß das Regiment bei Fehrbellin

---

[1]) K. Jany, Alte Armee Seite 82; Dessauer Stammliste, Seite 124.

[2]) Jany, Alte Armee, Seite 40, 84, 86—88. Im Januar hatte das Regiment 6 Primaplanen, 480 Gemeine.

[3]) Sie starb 1732 zu Berlin im Alter von 93 Jahren.

[4]) König a. a. O. III, Seite 229, und die handschriftliche Collectio Königiana der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Bd. 72, sub „von Printzen", wo auch die Vorfahren Johann Friedrichs und sein Bruder Georg Engelbrecht von Printzen genannt werden.

[5]) A. Naudé in Allgemeine deutsche Biographie 26, Seite 596—600. Die Angabe in Zedlers Universallexikon, daß die Geburt des Sohnes an einem Ort namens Berlichingen stattgefunden habe, ist zu berichtigen.

[6]) Mitteilung des Herrn Archivrat Dr. O. Merx in Münster an mich.

nur den Rittmeister von Schönermarck, einen Korporal und eine verhältnismäßig geringe Zahl von Reitern einbüßte[1]). Ende 1675 hat das Regiment seine Quartiere in Wusterhausen und Kyritz[2]), und nimmt 1676 zunächst an den Kriegsoperationen in Pommern teil, hier wurde wenigstens dem Oberstleutnant Österling dieses Regiments ein Auftrag in bezug auf ein größeres Unternehmen bei Grimmen am 8. Juli 1676 erteilt[3]). Gegen Ende des Jahres rückte das Regiment aufs neue dann nach Preußen ab, und es wird des „Prinzlichen Regiments“ neben dem ebenfalls um diese Zeit nach Preußen gekommenen Regiment zu Pferde des Kurprinzen Friedrich zu etwa Oktober 1676 einige Erwähnung gethan[4]).

Während im preußischen Etat pro Dezember 1676 das Regiment von Printz nicht erwähnt ist, heißt es in demjenigen vom Januar 1677[5]): „Nach seiner churfürstlichen Durchlauchtigkeit Verordnung de dato Potsdam 29. Decembris 1676 soll dieses Regiment aus der Preußischen Kriegscassa Monaths Januarii ad rationem an Gelde haben 1200 Thaler,“ und die Summe kam tatsächlich auch zur Anweisung. Vom Februar 1677 ab aber fehlt das Regiment in dem Etat, was seinen Grund darin hat, daß das Regiment in Pommern zur Verwendung kam, wo u. a. der Rittmeister von Katt des Regiments von Printz an der Spitze von 150 Mann sich am 13. Juni 1677 bei einem Unter-

---

1) v. Mülverstedt a. a. O. Seite 686.

2) v. d. Ölsnitz, Geschichte des 1. Infanterieregiments. Berlin 1855. Seite 146, und Altpreußische Monatsschrift 36, Seite 588, Anm. 1; vgl. E. Müsebeck, Feldzüge des Großen Kurfürsten in Pommern 1675—1677. Marburger Dissertation 1897. Seite 130. Über Rekognoszierungen, zu denen von Printz im August 1675 bei der Stadt Wismar in Mecklenburg kommandiert war, siehe v. Buch, Tagebuch, ed. Hirsch I, Seite 138.

3) v. Buch, Tagebuch, ed. Hirch I, Seite 180—181.

4) Königliches Staatsarchiv zu Königsberg, Foliant 862. Die Kommunikation nach Warschau vermittelt um 1676 der in Oletzko stationierte Leutnant Christoph Mahr (auch von Mohrenberg genannt), mit einer eigenen Kompagnie Dragoner, die ihm unterstellt ist: Foliant 862.

5) Foliant 864, Blatt 32.

nehmen in der Gegend von Garz auszeichnete[1]). Nachdem sodann das Regiment bei der Belagerung von Stettin sich rühmlichst hervorgetan hatte[2]), finden wir es auch im Jahre 1678 die Stärke von 6 Kompagnien (= 698 Mann) bewahren. Am 3. Februar 1678 traf es mit andern vom Kurfürsten nach Preußen gesandten Regimentern zu Neuenburg an der Weichsel ein[3]) und wurde in die polnischen Quartiere an der Grenze hinverlegt. Gemäß kurfürstlicher Order vom 2. Januar 1678 wurde hier das Regiment für einige Zeit auch auf den preußischen Etat übernommen, und findet sich pro Juni/Juli mit 6366 Talern angesetzt[4]). von Printz persönlich führte im Herbst dieses Jahres drei Regimenter Kavallerie aus Preußen nach Pommern, und es erwähnt ihn zum 12. September 1678 der Kammerjunker von Buch, der bei Uckermünde an diesem Tage ein Zusammentreffen mit ihm hatte[5]). Das von Printzsche Regiment wird zweifellos zu jenen drei Regimentern nicht gehört haben.

Am 30. Oktober 1678 rückte das Regiment mit den andern Truppen gegen den von Kurland her eindringenden General Heinrich von Horn aus[6]) und tritt nach vollführtem Auftrag aufs neue dann zu Königsberg dem Truppenkörper bei, den der General Joachim Ernst von Görtzke führte[7]); später steht es an der Deime[8]). Zum Monat Januar 1679 werden im Etat 4532 Taler für das Regiment in Ansatz gebracht, die auf die

---

[1]) v. Buch, Tagebuch, ed. Hirsch I, Seite 232—233.

[2]) König III, Seite 229; v. Mülverstedt, Seite 375—376; Müsebeck, Seite 133. Auffallenderweise bezeichnet Müsebeck ihn noch als Oberstleutnant. Über von Printz zum 19. Dezember 1677 vgl. auch v. Buch II, Seite 39.

[3]) B. Rößel, Geschichte des Grenadierregiments Nr. 4. Band I, Seite 527.

[4]) Königliches Staatsarchiv zu Königsberg, Foliant 865, Blatt 51.

[5]) v. Buch, Tagebuch, ed. Hirsch II, Seite 105, vgl. auch Seite 106 und 109 (zum 20. und 24. September auf Rügen).

[6]) Rößel I, Seite 527, Anm. 1 und Seite 528. von Horn überschritt die Grenze bei Polangen am 20. November 1678.

[7]) Über Görtzke vgl. E. Friedländer in Allgemeine deutsche Biographie 9, Seite 398. Ende Dezember hat das Regiment die Stärke von 6 Kompagnien: 600 Gemeine, 698 Köpfe; siehe Jany, Alte Armee, Seite 91.

[8]) Rößel I, Seite 530.

Kriegskasse zur Anweisung kommen[1]). Das Servisgeld für das Regiment pro Februar 1679 beträgt im Etat 100 Taler[2]), das gleiche ist im März der Fall. Ein erhöhter Betrag, nämlich 1200 Taler, wird für April als Servisgeld in Ansatz gebracht, für Mai 1500 Taler, dazu noch 500 Taler auf die älteren Reste; für Juni 1532 Taler, wozu noch der Betrag für die Bespeisung von 600 Gemeinen hinzukommt[3]). Seitdem fehlt das Regiment im Etat des Herzogtums.

Im Winterfeldzug von 1679 gehörte das Regiment, 698 Mann stark, sodann zu den Truppen, die der Generalmajor von Görtzke bei Tapiau vereinigte, und nahm mit Auszeichnung an dem Gefecht von Splitter teil [bei Tilsit][4]).

Oberst von Printz, der sich den Januar hindurch persönlich zu Königsberg aufhielt[5]), wurde am 20. Februar 1679 zum Generalmajor ernannt[6]), indem das Regiment um diese Zeit noch in Preußen verweilte[7]). Nach Abschluß des Friedens von Saint-Germain (1679) fand dann zu Halberstadt im Oktober 1679 und Januar 1680 die Auflösung des Regiments statt[8]).

---

1) Foliant 865, Blatt 101.

2) Foliant 866, Blatt 5.

3) Foliant 866, Blatt 11, 17, 34, 42, 60 und 69.

4) Altpreußische Monatsschrift 36, Seite 588, Anm. 1; Hirsch, Winterfeldzug, Seite 65, 71—72, 87—89; M. Jähns, Der Große Kurfürst auf Rügen und vor Stralsund, 1678, und der Winterfeldzug in Preußen, 1679 (Hohenzollern-jahrbuch 3, 1899, Seite 23 ff.).

5) v. Buch, ed. Hirsch II, Seite 170.

6) v. Schöning, Leben Schönings, Seite 55 und 269; v. Buch II, Seite 182 und 192. Auch am 4. März 1679 befand von Printz sich noch in Königsberg, v. Buch II, Seite 193.

7) v. d. Ölsnitz, Seite 172.

8) v. Mülverstedt, Seite 375—376; Jany, Stammliste, Seite 124. Im Kriegsetat vom Dezember 1679 (Jany, Alte Armee, Seite 94) wird das Regiment von Printz nicht mehr genannt. Den Hergang bei der definitiven Abdankung des Regiments am 26. Januar 1680 erzählt als Augenzeuge der Kammerjunker v. Buch, Tagebuch, ed. Hirsch II, Seite 239—240. Es werden von ihm als Offiziere des Regiments bei diesem Anlaß erwähnt: Major von Briselwitz und Kapitän von Zuemer (a. a. O. II, Seite 240).

Zu den damals verabschiedeten Graduierten des Regiments gehörte nun auch der Wachtmeister Johann von Wiersbitzki[1]). Durch einen Freund seiner Familie, den Johann von Dennemark, der, anfänglich bürgerlich, zuerst in der kurfürstlichen Leibgarde Kapitän war, dann um 1656 als Oberstleutnant eine Kompagnie im kurbrandenburgischen Dragonerregiment Graf Waldeck befehligte[2]), 1669 den kurbrandenburgischen Adel erhielt[3]), später aber in der polnischen Kronarmee königlicher Generalmajor wurde, und am 3. April 1684, auf der Rückkehr von einem nach Ungarn ausgeführten Kriegsunternehmen, in Krakau starb[4]), erhielt Wiersbitzki, der früh verwaist war, eine gediegene Bildung, bis er unter Vermittlung eben dieses Gönners zur Anstellung in der polnischen Kronarmee, wo er Fähnrich wurde, gelangte. Gelegentlich begleitete er dann 1676 den General nach Preußen auf dessen im Oletzkoer Kreise gelegenes, 42 Hufen

---

[1]) von Wiersbitzki ist 1657 in Polen geboren, nicht etwa 1642. wie noch das Brünner Taschenbuch 4, Seite 102 angibt. Siehe Sitzungsberichte der Prussia 21, Seite 323 und Mitteilungen der Masovia 5, Seite 147.

[3]) v. Mülverstedt, Seite 705; Jany, Dessauer Stammliste, Seite 131.

[3]) Die Erhebung in den Adelstand erfolgte durch Diplom vom 5. April 1669: Neuer Siebmacher, Wappenbuch VI, 4: Abgestorbener Adel Preußens. Nürnberg 1874. Seite 12. Das polnische Indigenat erhielt er überdies noch im Jahre 1673 angetragen: A. von Transehe (Jahrbuch für Genealogie, Mitau, Jahrgang 1910, Seite 200). — Ein Schreiben des Polenkönigs Johann Sobieski, das in lateinischer Sprache abgefaßt ist, und zu Warschau am 7. Juli 1674 erging, forderte die zu Königsberg befindlichen Oberräte auf, dem Dragoneroberst Johann von Dennemark bei der Ergreifung und Wiedereinlieferung der in das Herzogtum Preußen übergetretenen Deserteure des Regiments, dessen Chef er ist, beistehen zu wollen. Staatsarchiv zu Königsberg, Etatsministerium 83 a.

[4]) Die Angabe bei v. Mülverstedt a. a. O., daß von Dennemark am 3. April 1684 erst zum Generalmajor ernannt sei, beruht auf Verwechslung. Aber auch A. B. E. v. d. Ölsnitz, Stammtafeln etc., Tafel III, unterlag einem Mißverständnis, indem er den General von Dennemark am 1. April 1681 sterben läßt. Nachdem auf dem Schlosse zu Marggrabowa der Amtshauptmann Georg Heinrich von Perbandt eine glänzende Gedächtnisfeier für den Entseelten, der nach Ostpreußen gebracht worden war, veranstaltet hatte, wurde die Leiche am 13. September 1684 auf dem Gute Billstein zur Ruhe gebettet. Königliches Staatsarchiv zu Königsberg, Adelsarchiv „von Dennemark".

großes Pfandgut Bialla, das heutige Rittergut Adlig Billstein[1]). In Bialla trat Wiersbitzki, damals 19 Jahre alt, zu dem in dem Grenzgebiet gegen Polen garnisonierenden Regiment zu Pferde von Printz in so nahe Beziehung, daß er den Übertritt zum Regiment 1676 in der Charge eines Wachtmeisters vollzog[2]). Er machte in dieser Eigenschaft, wie erwähnt, alle Feldzüge, Schlachten und Belagerungen mit, in denen dieses Regiment während der Jahre bis 1679 sich auszeichnete[3]).

Geraume Zeit später hat Wiersbitzki, indem er sich vermählte, und 1680 das Gütchen Niedzwetzken erwarb, die Beziehungen zur kurbrandenburgischen Armee wieder aufgenommen, und 1698 treffen wir ihn dem Generalleutnant Wilhelm von Brandt († 18. Dezember 1701) unterstellt. Wiersbitzki hat damals, indem von Brandt den die Übergabe Elbings verweigernden Polen diese Stadt abnahm[4]), Stellung als Leutnant in der Oletzkoer Kompagnie der Landdragoner (Wybranzen) gefunden[5]). Die

---

1) Diesen Namen erhielt das Gut unterm 19. Januar 1903, auf Antrag des gegenwärtigen Besitzers beigelegt: F. Tolsdorff, Geschichte des Rittergutes Billstein, ehemals Bialla, nach den Quellen des Königlichen Staatsarchivs und den Grundakten des Guts (o. Ort 1909), Seite 48.

2) Über das Einrücken des Regiments nach Preußen im Jahre 1676 siehe Seite 568. Das Jahr 1676 gibt Wiersbitzki in der genannten, viel späteren Replik, die er 1714 nach Berlin richtete (Sitzungsberichte der Prussia 20, Seite 75), selbst als das des Übergangs in die kurbrandenburgische Armee an. Nach B. Rößel, a. a. O. I, Seite 527, Anm. 1 wäre das Regiment von Printz in die „Polnischen Ämter" erst Anfang Februar 1678 gelegt worden (vgl. auch I, Seite 528 und 530).

3) Sitzungsberichte der Prussia a. a. O. und Mitteilungen der Masovia 5, Seite 147.

4) Seit Oktober 1689 war von Brandt Chef des Infanterieregiments Nr. 14 (heutige Grenadiere Nr. 4 zu Rastenburg). Seine Ernennung zum Generalleutnant erhielt er am 25. Juni 1693: Jany, Dessauer Stammliste, Seite 47. Das in Ungarn gegen die Türken kämpfende kurbrandenburgische Korps führte von Brandt 1693 bis 1698: v. d. Ölsnitz, Geschichte des 1. Infanterieregiments, Seite 254—274. Die Belagerung Elbings, die von Brandt, nach Preußen zurückgekehrt, leitete, nahm am 14. Oktober 1698 ihren Anfang und erhielt ihren Abschluß durch die Kapitulation dieser Stadt am 10. November 1698. Die preußische Besatzung behielt Elbing aber bis zum Januar 1700: v. d. Ölsnitz, Seite 279.

5) Die durch v. Mülverstedt in den Mitteilungen der Masovia 8, Seite 14—17 gegebenen Notizen über die masurischen Wybranzenkompagnien sind ausführlich nur bis 1655.

Dienste, die er vor Elbing leistete, bezogen sich auf die Erkundung der im Feld befindlichen Truppen des neugewählten Königs August II. von Polen. Sodann trat Wiersbitzki, wie er selbst angibt, unter den Befehl des Generalmajors — seit Anfang 1704 Generalleutnant — Georg Abraham von Arnim, der 1702—1707 das Kommando in Preußen hatte[1]). In seinem Auftrag vollführte Wiersbitzki während 7 Wochen Rekognoszierungsritte durch Polen. In ähnlicher Weise lag er auf Veranlassung des Obersten Andreas Reveillac du Veyne, Kommandeurs des Dragonerregiments Prinz Georg Friedrich von Ansbach[2]), 1704 während drei Wochen in Polen auf Kundschaft, und erstattete seine Berichte über alle diese Dienstleistungen teils an die Generäle, teils an das Amt Oletzko[3]). Als 1706 dann der Landmiliz eine neue Organisation

---

[1]) v. Arnim hatte seinen Kriegsruhm hauptsächlich in den seit 1688 stattfindenden Rheinfeldzügen erworben: E. D. M. Kirchner, Das Schloß Boitzenburg und seine Besitzer. Berlin 1860. Seite 334. Seine Ernennung zum Generalmajor datierte vom 9. April 1695: Jany, Dessauer Stammliste, Seite 19; vgl. G. Sommerfeldt in Mitteilungen der Masovia 13, Seite 20—21; ferner Rich. Martens, Danzig im nordischen Kriege. Teil I: Irrungen während des Jahres 1704. Progr. Danzig 1883. 8°. Besonders zahlreiche Berichte, die von Arnim während der ersten Hälfte des Jahres 1705 an den König Friedrich I. erstattete, datieren aus Pr. Holland: Königliches Geheimes Staatsarchiv zu Berlin Rep. XI, Nr. 247, II. Entsprechende Berichte Graf Schlippenbachs vom Jahre 1705 (ebenda) haben meist Rawitz zum Ausstellungsort.

[2]) Am 4. Januar 1705 erfolgte die Ernennung de Veynes zum Generalmajor: Jany, Stammliste, Seite 87. Der Vorgesetzte Wiersbitzkis in dieser Zeit bei der Oletzkoer Landmilizkompagnie, — siehe das auf Wiersbitzki bezügliche Zertifikat vom 3. Februar 1705: Sitzungsberichte der Prussia 20, Seite 323—324 —, war der Kapitän Martin Bolt (= Balthasar) Schmieder. Ob in der nur in Kopie von 1714 vorliegenden Erklärung etwa ein Schreibfehler (statt Schwieder) vorliegt, und an die bekannte Familie von Schwieder zu denken ist, über die u. a. in den Mitteilungen der Masovia 13, Seite 84—85 und 93 Notizen enthalten sind, muß um so mehr dahingestellt bleiben, da zusammenhängende Akten über die Oletzkoer Landdragoner sich nirgends erhalten haben. Es ist fast nur bekannt, daß in älterer Zeit (1655) der Kapitän Johann von Bulawski diese Truppe befehligte.

[3]) Die in den Sitzungsberichten der Prussia 20, Seite 76—77 von mir mitgeteilte undatierte Supplik Wiersbitzkis an den König Friedrich Wilhelm I., betreffend Rückstände seiner Besoldung aus den Jahren seit 1703, ist 1714, und nicht etwa zu 1716, anzusetzen. Für „Brodno“ in dieser Supplik (Seite 76) ist zu lesen „Grodno“ und für Landberichtsstraßen“ (Seite 77): „Landgerichtsstraffen“.

zuteil ward, wurde Wiersbitzki zum Kapitän ernannt, und erhielt am 21. Mai 1706 die aus den Ämtern Oletzko und Angerburg sich rekrutierende Kompagnie Dragoner dieser neuen Landmiliz übertragen. An jene so alten Zeiten erinnert noch heute eine Lokalität bei Niedzwetzken, die sich das „Amtslandreuter-Dienstland“ nennt, und die Bezeichnung Ostrow führt[1]).

Die zu Königsberg am 13. Dezember 1508 durch den Großkomtur Simon von Drahe erteilte Handfeste über das bei Niedzwetzken im Kirchspiel Wielitzken gelegene Willkassen, 15 Hufen groß, hat folgenden Wortlaut[2]):

„Wilkaschen.“ — „Wir Simon von Drahe, Deutsch ordens groscompthur[3]), und in abwesen des hochwirdigsten irlauchsten hochgebornen fursten und herrn, herren Friderichen, Deutsch ordens hoëmeistern[4]), coadjutor der ertzbischofflichen kirchen zu Magdenpurg, hertzog zu Sachsen, landtgrawe in Doringen und marggraff zu Meißen, unsers gnadigsten herren, vorordente regenten, thun kundt offentlich vor idern meniglichen des[5]) unsers brieffs ansichtigem: nachdeme gemelter unser gnadigster herr Pauln, Georgen und Haynitzcen[6]), iren rechten erben und nachkomlingen, funffzcehen huëben, zwischen Medewetzcky[7]) und Sokuller[8]) gelhegen, zu Magdepurgschem rechte, die huëbe vor sechs marg, mit solchem bescheidt vorkofft hat, das sie gleich

---

1) Mitteilungen der Masovia 10, Seite 26. Der Umfang dieses Gebiets Ostrow ist 12 Morgen 25 Quadratruten. Das Kapitänspatent für Johann von Wiersbitzki, siehe abschriftlich: Königl. Geheimes Staatsarchiv zu Berlin. Rep. 7, 144a, Blatt 3.

2) Staatsarchiv Königsberg, Handfestenband 125, sub „Stradaunen“.

3) Großkomtur in den Jahren 1499—1514.

4) Herzog Friedrich von Sachsen, Hochmeister 1498—1510.

5) Statt dieses.

6) Haynitz statt Hannus (also Johann, nicht etwa Heinrich) vgl. auch v. Kętrzyński, O ludności S. 505, wo diese Handfeste vom Jahre 1508, nebst späteren, an einzelne Bewohner Willkassens in den Jahren 1533, 1538, 1555 und 1616 erteilten Verschreibungen erwähnt wird.

7) Niedzwetzken.

8) Heutiges Dorf Sobollen, südwestlich von Willkassen, an der Wielitzker Chaussee gelegen. Siehe über die Soboller Handfeste vom Jahre 1471: von Kętrzyński, Seite 498.

andern freien des Letzceschin gebietes unserm orden, wenne und wie dicke sie hingefordert werden, zu diehnen, und sunderlichen auf die jaget zu zciehen, pflegeschuldig und gewertig sein sollen, haben sie uns umb ein bestendige handtvhesten, ine uber solche huëben zu geben, bettlichen anlangen lossen. Weill wir aber in abwesen obgemelts unsers gnadigsten herren ine solche handtvheste nicht haben mohgen auffrichten, und angezceigter ir bette vilnfahr, haben wir ine zur urkundt und mehr sicherheit des bekentnus mit unsers ampts ingesiegel besiegelt gegeben. Gegeben zu Konigspergk dinstag nach concepcionis Marie anno 1500 und achtem jar."

(Druckfehler aus I und II:)

Seite 281, Anm. 5: Hauskomtur (statt Hauptkomtur).
„ 285, Zeile 19: den Zeugen; und Anm. 3: ebenda 7 (statt 12).
„ 292, Anm. 1: 1733 (statt 1753).
„ 298, Zeile 12: 1777 (statt 1772).
„ 486, Anm. 1: Diplomatarium.

III.: Gollubien, Gollupken, Giesen, Pogorzellen. Rosinsko und Borken, in den Kreisen Lyck und Johannisburg.

Ueber das im heutigen Kreis Lyck belegene Dorf Gollubien, geschieden als Groß-Gollubien (seit 1803: Gollubien A), das am Nordwestrande des Gollubier Sees sich befindet, und Alt-Gollubien (seit 1803: Gollubien B), am Nordostrande des Sees, habe ich zwei nicht unwichtige Handfesten in den Mitteilungen der Masovia 14, 1909, Seite 199—202 zur Kenntnis gebracht. Die erstere, aus Lyck vom 20. Dezember 1502 datiert, lautet auf 15 Hufen, die zwischen dem Gollubier

See und dem im Oletzkoschen bei Billstein (ehemals Bialla genannt) entspringenden Leegafluß sich hinziehen, die andere Handfeste wurde zu Lyck am 2. April 1503 erteilt, und lautet auf 2 Hufen, die ihre Ausdehnung haben sollen vom Gollubier See bis gegen den Litauischen Weg (d. i. die heutige nach Kallinowen führende Chaussee) hin. Nachträglich sehe ich aber, daß in einer zu Rastenburg erteilten Handfeste der Pfleger zu Lyck, Oswald von Holzapfel, schon am 22. Juli 1440 fünfzehn auf der Westseite des Gollubier Sees gegen den Leegafluß hin gelegene Hufen an den zum Kleinadel Masurens gehörigen Jakob Rogell zu Magdeburgischem Recht ausgegeben hat[1]):

„Galluben." — „Wyssentlichen sey allen und iglichen, die dießen brieff ansehen oder horen lesen, das von sonderlicher bevillungen des erwirdigen geistlichen mannes, brudern Pawll von Rewsdorff[2]), hoëmaister Deutsch ordens, ich bruëder Oswalt Holtzapffell, pfleger zur Liecke, gebe und vorleihe dem bescheide manne Jacub Rogelle[3]) funffzcehen huëben an acker, bruëcher, streuchern, puschern, welden, wesen, weiden, em und seinen rechten erben und nachkomlingen, frey von allen zcinsen und gebeurlicher arbeit zu Megdeburgschem rechte ewiglichen zu besitzen, welche funffczehen huëben zwischen dem Galluben[4]) und dem flies, Lega genannt, seint gelhegen, als sie von unser brudern seint beweiset und bereymet. Umb welcher gaben willen der vornympte Jacub und seine rechte erben und nach-

---

[1]) Königliches Staatsarchiv zu Königsberg, Foliant 125: Handfestenbuch Blatt 120 b — 121 a, sub „Lyck". Die Niederschrift der meisten in dem Band enthaltenen Stücke stammt aus etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts her. — Oswald von Holzapfel war 1431 bis 1440 Ordenspfleger zu Lyck. G. A. v. Mülverstedt (Mitteilungen der Masovia 6, 1900, Seite 62) spricht von einem Arnold Holzapel als Ordenspfleger, obgleich M. Gerß (Mitteilungen der Masovia 1, 1895, Seite 30) unter Bezugnahme auf J. Voigt's Namenkodex ihn zutreffend als Oswald Holzappel bezeichnet hat. Vgl. über die drei ältesten Gollubier Handfesten auch v. Kętrzyński, O ludności Seite 449.

[2]) Paul von Rußdorf, Hochmeister in den Jahren 1422—1441.

[3]) Wahrscheinlich aus der Familie, die ihren Namen nach dem südlich des Großen Sellmentsees gelegenen Ort Regeln führte: v. Kętrzyński S. 452.

[4]) Gollubier See.

komlingen unserm orden pflichtig sollen sein, zu thun ein redlichen dienst mit hengst und harnisch nach dieses landes gewonheit zu allen geschreien, landtweren, herfarten und reysen, neu heuser zu baun, alden zu brechen ader zu bessern, wenne, wie dicke, wohin sie von unsern bruëdern geheischin werden. Darzu sollen sie unsern orden auf das haus zur Liecke ein crompfunt wachs und einen Colmischen pfennig, oder in des stat funff Preus pfennigk, zu bekentnus der herschafft, und von einem pfluge ein scheffel roëcken, ein scheffel weitzen pflugkorn, alle jar jerlichen auf sanct Martenstag, des heiligen bisschoffs, pflichtig sein zu geben. Auch von sonderlicher gunst wegen vorleihe ich em und seinen rechten erben und nachkomlingen frey vischereyen zu haben in dem Galluben mit cleinem gezcew zur notdorfft ires tisches, und nicht zu verkeuffen[1]). Auch so sall er und seine rechte erben und nachkomlingen alle die gerichte haben, sie sein gros ader cleine, in seinen grentzcen, ausgenohmen das do gehet an hals, und stroßengerichte, das sie nicht richten sollen ane der herschafft wissen und willen, und alle jaget und waltwerck ausgenohmen, ann[2]) wissenheit der herschafft sie es nicht haben sollen. Auch sollen sie alle kirchen recht thun mit eren rechten erben und nachkomlingen nach gewonheit des landes. Gezceuge seindt auch meine liben brudere, bruder Heinrich von Meylen, pfleger zu Rastenburg[3]), bruder Johann Dessenbach, pfleger zum Rein[4]), bruder Johann Juterspergk, kellermeister zu Rastenpurgk, und andern trauwirdigen leuthe vill. Zu merem gezceuge hab ich mein amts ingesiegel an dießen brieff lassen hengen, der gegeben ist zu Rastenpurgk am tage Marie Magdalene in den jaren Cristi unsers herrn 1440. jare."

---

[1]) Vorlage: kewffen.

[2]) Statt: ohne.

[3]) Bei J. Voigt, Namenkodex S. 101 wird „Heidchen von Meyle" zu den Jahren 1437 bis 1442 als Ordenspfleger zu Rastenburg genannt.

[4]) Johann von Dosenbach, Pfleger zu Rhein, 1433—1443.

Die beiden Teile des Dorfes zusammengenommen (Groß-Gollubien und Alt-Gollubien), haben im 17. Jahrhundert ein Areal von 31 Hufen 10 Morgen, die in einzelne, meist sehr kleine Lose (je 1 Hufe) aufgeteilt sind. Es wird dabei bemerkt, daß zu Groß-Gollubien seit alters auch noch ein Uebermaß von 1 Hufe 15 Morgen gehört, die am See gegen das Dorf Szczudlen hin gelegen sind, und 4 Mark preußisch an jährlichem Zins tragen[1]). Ferner wurden 3 Hufen 15 Morgen in Gollubien am 12. April 1552 zinsfrei an den gewesenen Lycker Amtsschreiber Bartholomäus Wiesenach gegeben[2]). — Am 14. März 1553 erhielten die „lieben Getreuen" Stanislaus, Gregor, Lazar und Simon von Gollubien, Amts Stradaunen, vom Herzog Albrecht 8 am Oletzkoer See befindliche Hufen verschrieben[3]). Sie vertauschen aber später diese Hufen, und zwar gegen 4 Hufen, die sich bei Jelittken und Mikolaiken befinden, nördlich und östlich an die Gollubier Hufen angrenzend, und 4 Hufen am Leegafluß, bei der Brücke gelegen, über die der Weg von Gollubien nach Kleszowen führt[4]). Der erwähnte Lazar von Gollubien erkaufte

---

[1]) Staatsarchiv zu Königsberg, Amtsrechnungen Lyck Nr. 6505, von 1694, Seite 141. Die grundlegende Handfeste über Szczudlen datiert vom 9. März 1483 und ist von dem Komtur zu Rhein, Georg Ramung von Rameck, erteilt über 8 Hufen „im Lickischen gebiette bey dem sehe Golube" zu Magdeburgischem Recht an den „bescheiden Mann" Andreas Leczke. Unter den Zeugen wird genannt „Herr Macz Sibenburge (zweite Ausfertigung Siebenburge) unser pfleger": Staatsarchiv zu Königsberg, Foliant 229 (Lycker Hausbuch), Seite 29—30 und 341—342. Der Macz Sibenburge (in den bisherigen Verzeichnissen der Lycker Pfleger nicht genannt), gehört zu den Nachfolgern des Walter von Köckeritz, der 1468—1477 der Ordenspflege Lyck vorstand (Voigt, Namenkodex S. 93), muß aber 1483 ein hohes Alter gehabt haben, da ihn v. Mülverstedt (Mitteilungen der Masovia 6, S. 63) zum Jahre 1453 unter den „Ritterbrüdern" der Konventspflege Lyck als „Matthias Siebenberger" erwähnt; v. Kętrzyński S. 452, dem die Handfeste über Szczudlen in augenscheinlich fehlerhafter Abschrift bekannt geworden war, datiert sie vom Jahre 1473 und nennt den Beliehenen ungenau Andreas Retzke.

[2]) Amtsrechnung Lyck, Nr. 6505, Seite 142.

[3]) Grundakten über Gollubien A (beim Grundbuchamt des Königlichen Amtsgerichts Lyck), Generalia, Faszikel I, Seite 8—11.

[4]) Auch ein Paul von Gollubien und ein Thomas von Gollubien erhalten d. d. Königsberg, 14. März 1553, vom Herzog Albrecht Ländereien (je 2 Hufen) unweit Jelittken angewiesen: Grundakten über Gollubien A, Faszikel I, Blatt 11 bis 15. Es ist die Gegend des heutigen Groß-Gonschorowen, vgl. v. Kętrzyński S 511. Um 1850 ist Jakob Kochan auf Groß-Gonschorowen ansässig.

für sich allein außerdem eine halbe Hufe zu Gollubien selbst, und erhielt sie am 18. März 1558 vom Amtshauptmann zu Stradaunen, Christoph von Glaubitz, verschrieben[1]). Eine ähnliche Verschreibung über 1½ Hufen zu Gollubien erteilte der Stradauner Amtshauptmann Lorenz von Halle an Stanislaus, Gregor und Simon von Gollubien[2]). Auf Alt-Gollubien (Gollubien B) reichen hingegen die Ländereien zum Teil hinüber, die dem Amtsschreiber zu Lyck, Johann Jeckel (auch Jackel genannt), d. d. Lyck, 23. November 1564, vom Herzog Albrecht im Umfang von 4 Hufen 20 Morgen zu Kölmischem Recht verschrieben wurden[3]). Der Wortlaut des interessanten Schriftstücks, der uns die nicht ganz einfachen Grenzverhältnisse kennen lehrt, ist:

„Amptschreibers zur Lick vorschreibung uber 4 huben und 20 morgen ubermaß; datum Lick, den 23. Novembris anno 1564." — „Von gottes gnaden wir Albrecht etc. thun kundt und bekennen hiemit fur uns, unser erben, erbnehmen und nachkommende herschafft gegen idermanniglich, insonderheit denen es zu wissen vonnothen, das wir unsern amptsschreibern zur Licke und lieben getreuen Hanßen Jeckeln 4 huben ubermaß, an dem dorffe Pissanitzen[4]) und den freihen guttern Logien[5]) und Makoscheien[6]) gelegen, desgleichen 20 morgen, mit den freien zu Golluben[7]) und dem zinßdorff Moneten[8]) greintzende, aus gnaden, und umb seiner uns geleisten dinste willen, einreumen zu lassen, und auch zu vorleihen und zu vorschreiben, gnedigst vorheischen und zugesaget. Demnach vorleihen, einreumen und vorschreiben wir hiemitt, und in crafft dießes unsers brieffes, fur uns, unßer erben, erbnehmen und nachkommende

---

1) Grundakten etc. I, Blatt 15—17.

2) Grundakten I, Blatt 17—18.

3) Staatsarchiv zu Königsberg, Foliant 922: Verschreibungen de 1563—1565, Blatt 285 a—286 a.

4) Kirchdorf Pissanitzen.

5) Loyen am Großen Sellment-See.

6) Makoscheyen, am östlichsten Ausläufer desselben Sees.

7) Heutiges Gollubien B.

8) Nebennamen für Gollupken (vgl. unten Seite 585).

herschafft gemeltem Hanßen Jeckeln, seinen erben, erbnehmen und nachkomlingen, solche 4 huben ubermaß an dem dorffe Pissanitzen und den freien guttern Logien und Makoscheien, desgleichen 20 morgen bei den freien zu Golluben und dem zinßdorffe Moneten, alles in unßerm ampt Licke gelegen, zu Colmischem rechte, ahn acker, wießen, weiden, felden, welden, puschern, bruchern, fließern und streuchern, erblich und ewiglich zu irem besten frei, und ohne einigen zinß oder scharwerck, innezuhaben, zu besitzen, zu genießen und zu gebrauchen. Dagegen und umb solcher unßer begnadigunge willen sollen uns, unsern erben, erbnehmen und nachkommender herschafft vorgenannter Hanß Jeckel, seine erben, erbnehmen und nachkomlinge ein roß, welchs man fur das geschutz spannen konne, zu allen geschreien, herfarten und landtwehren, wann und wie offt, auch wohin es von uns und nachkommende herschafft geheischen und erfordert wirth, zu halten schuldig und vorbunden sein. Und aus noch mehren gnaden erlassen wir ihne, dem Hanß Jeckeln, solches dinstes zu seinen lebtagen. Wo auch uns und nachkommender herschafft seine erben und nachkomlinge so nutzlich als ehr wurden dinen konnen, sollen sie solcher freiheit auch genißen; wo aber nicht, sollen solchen dinst unweigerlich halten und leisten, als treulich und ohne geferde. Zu urkundt etc.; commissit (princeps) Casparo Nostitz[1], idem audivit et consensit, idem capitaneus audivit. — Casparus Dargitz[2]."

Die in Betracht kommenden 20 Morgen sind augenscheinlich auf dem Boden des heutigen Karolinenthal gelegen, welcher Name aber erst 1830 gegeben ist. In Gollubien B, zu dem das Gut Karolinenthal gehört, war die Größe der Einzellose, die die Amtshauptleute an die „Freien" ausgaben, in ähnlicher Weise bemessen wie für Gollubien A. Es hing von dem Barvermögen

[1]) Kaspar von Nostitz, der Verfasser des „Haushaltungsbuchs" vom Jahre 1578.

[2]) Es ist der die Verschreibung ausfertigende Kanzleibeamte.

des einzelnen Ansiedlers ab, ob seine Hufe auf dem Stand einer einfachen Bauernwirtschaft verblieb, oder ein Köllmeranwesen mit gutswirtschaftlichem Betrieb sich daraus entwickelte. In amtlicher Notiz vom Jahre 1600 heißt es dementsprechend[1]):

„Golluben, ein Freydorff, hat 15 Huben, vom alten Orden zu Magdeburgischem Rechte gegeben. Darauf wohnen 11 Wirtte, haben frey Fischerey mit kleinem Getzeuge im Sehe Golluben, nur zu Tisches Notturfft, und nicht zu vorkauffen. Davon halten sie einen Dienst mit Pferde, Mann und Harnisch, und geben von jeglichem Pfluge oder Roch uffs Hauß jährlichen 1 Scheffel Weitzen, 1 Scheffel Korn und vom gantzen Dienst 1 Pfund Wax, und 1 Pfennig zu Bekendnus der Herrschafft, auch 45 Pfennig Wachtergeldt Den Honnig aus iren Gärtten und Wälden mussen sie auch uffs Hauß uberandtwortten. Diese Handtvest ist im 1502. Jar datiret worden. — Auch haben die Golluber der gantze Dienst, nach Scudlen gelegen, ein alt Ubermaß von $1^1/_2$ Huben, davon zinsen sie järlichen 4 Marck. — Noch zinsen die Golluber uff der andern Seitten nach Gollubken werts von 2 Huben alt Ubermaß 5 Marck und 4 Scheffel Haber.“

Das am Schluß dieser Bemerkungen genannte Gollubken (in der Verschreibung für Jeckel als Zinsdorf Moneten schon aufgeführt, und häufig auch Klein-Gollubien in den Akten genannt) ist das heutige Gollupken. Ganz ähnlichen Ursprungs wie die „freien“ Dörfer Gollubien A und Gollubien B, liegt es etwa 3 Kilometer südlich von Gollubien B. Indem es sich an das unbedeutende Gewässer des Klein-Gollubier Sees anlehnt, faßt es den sogenannten „Litauischen“, nach Kallinowen führenden Weg an beiden Seiten ein. In kompakter Weise wurden hier 8 Hufen Ackerlandes d. d. Lyck, 1. Mai 1505, durch den Komtur zu Rhein, Georg Ramung von Rameck[2]), dem Jakob Molner (auch Moller genannt), einem Deutschen, der sich im Dienst des Ordens ausgezeichnet hatte, zu Magdeburgischem

---

[1]) Staatsarchiv zu Königsberg, Lycker Amtsrechnung Nr. 6491, vom Jahre 1600/1601, Seite 60.

[2]) Er ist für die Jahre 1486—1518 als Komtur zu Rhein bezeugt.

Recht verliehen. Die ausgefertigte Privilegurkunde wurde 1911 aus Berlin, wo sie im Privatbesitz sich befindet[1]), zeitweilig an die Königliche Bibliothek nach Königsberg zur Benutzung übersandt, und möge hier dem Wortlaut nach zur Wiedergabe gelangen:

„Wir bruder Rudolff von Diepoltskirchen, oberster trapier und compthur zum Rhein, Deuschs ordens, thun kundt und bekennen vor allen und iczlichen, die dießen unsern bryff sehen, horen ader lesen, das wir mit wissen und willen unser elsten bruder zum Reyn geben, vorlyhen und vorschryben in crafft und macht dies bryffs unserm getruen Jacoff Molner acht huben umb seynes getruen dinsts willen, den er uns und unserm orden gethan hat, und noch vorpflicht sall seyn czu thun, im, seynen rechten erben und nachkomlingen, solch acht huben zcu Magdburgschem rechten, sunder alle zcins und gebewerlich erbeyt, ewenglich czu besiczen, an acker, wesen, bruchen, struchern, puschen und welden, als sie im von unsers ordens brudern begrenczt und beczeygnet seyn, welche acht huben grenczen mit dem weldtge[2]) „Morgen" genannt an einem teyl, und am andern teyl bis uber den Cleyn Gallubier[3]), umb welcher begnadung willen der obgemelt Jacoff Molner, er, seyn rechten erben und nachkomlingen, unserm orden vorpflicht sall seyn zcu thun ein halben redlichen duchtigen dinst mit hengst und harnisch nach dieses landes gewonheit czu allen geschryen, landtweren, herfarten und reyßen, neu heußer czu bauen, aldten zcu bessern oder zcu brechen, wenne, wie offt und dick die von unsers ordens brudern geheyßen werden. Und sullen uns getrulich hulffen widder all unsers ordens vinde, auch der mher-

---

[1]) Bei der Antiquariatsfirma Martin Breslauer: Original, auf Pergament, mit anhängendem guterhaltenen Siegel des Komturs.

[2]) Das Wäldchen liegt jenseits des Litauischen Wegs, auf Pissanitzen hin, zu dem Gollupken auch eingepfarrt ist. Die nördlich auf den Gollubitzabach zu belegene Gegend des sogenannten „Guttowynsterrains" (heute zur Dorfschaft Gollubien gehörig, vgl. Mitteilungen der Masovia 10, S. 29), ist unbewaldet.

[3]) d. i.: der Klein-Gollubier See, am Südende des eigentlichen Gollubier Sees gelegen.

gedacht Jacoff mit seynen rechten erben und nachkomlingen vorpflicht sall seyn czu geben von solchem halben dinst all jar jarlich uff Martini des heyligen bischoffs tag[1]) uff unsers ordenshaus Lick eyn halben scheffel weyßen, ein halben scheffel korn, und eyn halb cramphunt wachs, und ein Colmischen pfennigk, oder an des stadt fünf Prusche pfennighe, czu bekennis der herschafft. — Auch vorlyhen wir dem oft vorczalten Jacoff, im, seyn rechten erben und nachkomlingen die cleynen gericht binnen iren grenczen uber ire leuth, als vier schilling und darunter, ausgenhommen straßengericht, und was do ghet an hant und hals, domit sullen sie nicht czu thun haben, uff das wir unsers ordens herligkeyt czu richten behalten. Auch vorlyhen wir dem obbestimpten Jacoff, im, seyn rechten erben und nachkomlingen fry fischery im flysch, Liga[2]) genant, mit bersken, englen, und mit einer hantwathen. in iren grenczen, sunder keyn flyß sullen sie nicht vorstellen, bie der hoghsten bucz. Auch ob die offterczalten wurden wildt schlagen, marder, beber, otter, fochß, die belgh sullen sie uberantworthen der herschafft, die sall man in beczalen nach luth und inhalt der Lickeschen hantfest. Auch ob der mhergedacht Jacoff mit seinen rechten erben und nachkomlingen wurde haben beuthe binnen seyn grenczen, ader benen[3]) in deren garthen, den honigk sall man in beczalen, glich unsern andern beutnern, und sie sullen solchen honigk der herschafft geweren. Geczuge dießer dingh ist her Sebestian von Fryburgk unser kellermeister[4]), Melcher von Peschen unser compan czur Lick[5]), Bernhart von Castelaldt, Heynrich von Ilckerhußen, unser convents brüder, und sust veil truwirdige leuth. Czu mherer sicherheyt haben unsers ampts

---

1) Jeden 11. November.

2) Leegafluß.

3) d. i. Bienen.

4) Die Zeugen sind fast dieselben wie in den Gollubier Handfesten von 1502 und 1503 (Mitteilungen der Masovia 14, S. 201 und 202.)

5) Für die Jahre 1523 und 1524 ist Peschen als Pfleger zu Sehesten nachweisbar: Mitteilungen der Masovia 6, S. 58.

ingesegil lasen hengen unten an dießen bryff, der gebin ist uff unsers ordens haus Lick, am tag unsers herrn hymelfarth[1]) im funffczehenhundersten und im funfften jarr."

Jakob Molner war ursprünglich, scheint es, auf dem westlich von Gollupken am Leegafluß befindlichen großen Gut Leegen (heutige Königliche Domäne) ansässig. In der Neuverschreibung über Leegen, die dem Stephan von Kowalowski (Steffan Kofaloffsky[2]) d. d. Lyck, 16. März 1516, durch den Komtur Rudolf von Tippelskirch erteilt wurde[3]), heißt es wenigstens: „sunderlich seins ghaben schadens seins abgebranten hoffs, zu welchn im dy hantfesten, sein gutter belangende, szo im von Jokob Moller uberantwort, umbgekomen".

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte die Aufteilung zu Einzellosen in Gollupken (Monethen) ihren einstweiligen Abschluß gefunden. Als Schulz wird Nikolaus Monetha genannt, der ursprünglich 1 Hufe in Gollupken besitzt, 1552 dann die eigentlichen zwei Schulzenhufen erwirbt, und 1558 noch eine Hufe von Herzog Albrecht hinzugefügt erhält[4]):

„Nickolay Moneten von Klein-Gollubken, Kauffbrieff uber 2 Huben Schultzampt." — „Ich Anthonius von Lehwaldt[5]), die zceyt heubtman zur Lyck, thue kundt menniglichen mit diesem meynem offenen briefe, das der bescheydene Nickoley Monetha gekauft hat zcwe huben zum kleinen Golluben zum schultzampt zu der dritten huben, so ime furstliche durchlauchtigkeit aus gnaden geschenckt, zu Cölmischen recht vor 60 marck, und soll

---

1) 1. Mai 1505.

2) v. Mülverstedt (Mitteilungen der Masovia 7, S. 22 und 12, S. 27) nennt ihn Kowalewski, was der Angabe der Handfeste über Leegen nicht genau entspricht.

3) Staatsarchiv zu Königsberg, Hausbuch des Hauptamts Lyck, Foliant 229, Seite 317, 318, v. Kętrzyński, O ludności S. 457.

4) Foliant 229, Seite 221.

5) M. Töppen, Geschichte Masurens S. 514, nennt den Anton von Lehwald als Amtshauptmann zu Lyck nur für die Jahre 1548 bis 1555. Nach K. Lohmeyer, Haushaltungsbuch des Kaspar von Nostitz 1578 (Leipzig 1893), Seite 347, sei er aber noch zum 7. Juli 1559 als Amtshauptmann zu Lyck nachweisbar.

die drey huben haben, und davon die pflicht thun gleich andern scholtzen, die im ampt Lyck gesessen. Actum Lyck, Montag nach Marie heimsuchung, welches der 4. tag Julii im 1552. jhar. Und solche huben hat er iczt dato zu voller gnüge betzahlet, und wirdt iczt uf zukunfftigen Michaelistag in die amptsregister verrechendt. — Zu diesen 3 huben, die er zum schultzampt hat, haben furstliche durchlauchtigkeit ime noch 1 hube vor 36 marck verkauffen lassen, und solches dem heubtman zur Lyck bevohlen durchn schreyben, datum, den 11. Februarii 1558."

Der Einfluß, den Monetha und seine Sippe in dem Dorf gewann, war ein so überwiegender, daß Gollupken nach ihm, und noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vielfach als „Monethen" genannt sich findet[1]). Im Jahre 1694 ist Gollupken auf 54 Hufen 10 Morgen angewachsen[2]) — 12 Hufen mit Bauern wirklich besetzt —, und außerdem wurde hier ein von Stradaunen aus bewirtschaftetes Amtsvorwerk angelegt, über das es heißt[3]):

„Vorwerck Gollupken. Zu diesem Vorwerck sindt 5 Cöllmische Schultzhuben 7½ Morgen, welche der Ambtschreiber[4]) Georg Hermann Nitzsch, wegen der von Seiner churfürstlichen Durchlauchtigkeit gnädigst ertheilten Verschreibung über Wittinnen[5]) ohne Entgeldt abgetretten, eingezogen. Und weilln zur Zeit kein Vieh angeschaffet, nur allein der Acker bestellet, als ist darauf ausgeseet: Korn 30 Scheffel; Gerst 18 Scheffel; Haaber 1 Last 29 Scheffel; Erbsen 5 Scheffel."

---

[1]) So in der 1565 durch der Herzog Albrecht an einen gewissen Valentin Bule erteilten Verschreibung über 4 Hufen zu Sieden (Kreis Lyck). Ueber die älteren Besitzverhältnisse dieses ganz nahe bei Pissanitzen gelegenen Dorfs vgl. Mitteilungen der Masovia 7, S. 23 und 12, S. 27. — Auch die aus vielen Folianten bestehenden Grundakten über Gollupken, beim Grundbuchamt des Königlichen Amtsgerichts zu Lyck, enthalten mehrfach die Nebenbezeichnung „Monethen".

[2]) Staatsarchiv zu Königsberg Nr. 6505: Lycker Amtsrechnung vom Jahre 1694, Seite 872.

[3]) Ebd. 6505, Seite 20 b.

[4]) Zu Lyck.

[5]) Dieses nördlich von Lyck, an der nach Stradaunen führenden Landstraße belegene Gut war 1532 einem Albrecht von Wittinski durch den Herzog Albrecht verschrieben worden: v. Kętrzyński O ludności S. 462, vgl. auch Mitteilungen der Masovia 12, S. 28 ff.

(Fortsetzung folgt.)

Die ostpreussische Kammerverwaltung, ihre Unterbehörden und Lokalorgane unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. bis zur Russenokkupation (1753—1756[1])).

Teil I.[2])

Die Zentralbehörden.

(Fortsetzung[3]).

Von

Dr. Eduard Rolf Uderstädt, Berlin—Bremen.

Die Königsberger Kriegs- und Domänenkammer von 1723—56.

Durch Erlaß vom 26. Januar 1723[4]) wurde dem höchsten ostpreußischen Würdenträger, dem Feldmarschall Grafen Dohna, befohlen, dem Kommissariat und der Amtskammer ihre Auflösung als Einzelbehörden und Vereinigung zu einer Kriegs- und Domänenkammer[5]) mitzuteilen. Ihre Verfassung erhält diese neue Behörde in der Instruktion vom 26. Januar 1723[6]).

Der erste Artikel des Reglements behandelte die Stellung der Kammer und des Personals. Die vorgesetzte Behörde, das Berliner Generaldirektorium, mußte in wöchentlichen Berichten über den Zustand des Landes auf dem Laufenden erhalten werden; seinen Untersuchungskommissionen war unbedingt Folge

---

[1]) Dargestellt nach den Publikationen der Acta Borussica, den Akten des Berliner Geh. Staatsarchivs sowie des Königsberger Staatsarchivs.

[2]) Teil II (Unterbehörden) und Teil III (Lokalorgane) sind als Inaugural-Dissertation erschienen. (Königsberg 1911, Buch- und Steindruckerei Otto Kümmel.)

[3]) Siehe Altpreuß. Monatsschrift, Band XLIX, Heft 4, 1912.

[4]) Acta III, S. 725.

[5]) Über die Organisation der Kriegs- und Domänenkammern, siehe Acta III, S. 575 ff. Daselbst auch Literaturangaben.

[6]) Acta III, S. 681 ff.

zu leisten. Alle Eingaben an das Generaldirektorium waren unter Adressierung an S. K. M. an den zuständigen Departementsminister zu senden[1]). Immediateingaben an den König waren nur gestattet, wenn das Generaldirektorium nicht antwortete oder der König gerade im Kammerbezirk weilte.

Bei Vakanz der Stelle eines Kriegs- und Domänenrats hatte das Generaldirektorium das Recht, gesunde, fähige Leute evangelischen Glaubens vorzuschlagen. Um einen guten Nachwuchs heran zu bilden, sollten junge Leute, die dem Könige genehm waren, als Auskultatoren bei der Kammer beschäftigt werden. Als solche bezogen sie kein Gehalt, hatten aber Aussicht, bei eintretender Vakanz in etatsmäßige Stellen aufzurücken. Räte und Auskultatoren durften niemals in ihrer Heimatprovinz angestellt werden, sondern, da nach des Königs Ansicht mit der Verwendung von Preußen in Preußen „Böcke zu gärtner gemachet“ wurden, Märker, Pommern und Clevische Untertanen in Preußen, die Preußen aber in anderen Provinzen angestellt werden.

Die unteren Kammerbedienten hatten eine Zahlung zur Rekrutenkasse zu leisten. Nächst der Befähigung war die Höhe dieser Leistung für den Erwerb eines Postens ausschlaggebend. Rendanten dagegen waren von der Zahlung zur Rekrutenkasse befreit und hatten statt deren Kaution zu stellen. Da die Kammer für die Redlichkeit und die Geschäftsgebarung der Kassenbeamten haftete, lag ihr allein ob, diese zu bestellen.

Der schon unter dem Großen Kurfürsten nachweisbare Gebrauch, die niederen Bedientenchargen mit Militärinvaliden zu besetzen, wurde in der Kammerinstruktion zum Gesetz erhoben. Der Generaladjutant hatte Vorschläge zu machen.

Bei Neubesetzung eines Postens in der Kammer hatte das Generaldirektorium eventuelle Änderungen der Instruktionen,

---

[1]). Im Geh. Rat war bisher Ilgen der Dezernent für Preußen. Im Gen.-Direktorium bildete Preußen mit Vor- und Hinterpommern das I. Departement. Chef dieses waren nacheinander Grumbkow 1723/39, Görne 1739/45, Blumenthal I 1745/60.

namentlich solche, die von Sparsamkeitsrücksichten diktiert wurden, vorzuschlagen.

Die Dienststunden waren geregelt: von 7 Uhr (8 Uhr im Winter) bis 11 1/2 Uhr und von 2 Uhr bis 6 Uhr. Sonntags und an den beiden ersten Feiertagen — der dritte Feiertag wurde streng verboten — hatten die Räte frei.

Der zweite Artikel sollte von den Spezialfunktionen der einzelnen „Bedienten" handeln, doch gab er nur in ganz allgemeinen Zügen eine Generalübersicht. Es mag dies daran liegen, daß man noch keine Erfahrungen über die Detailarbeiten hatte, wie sich ja auch tatsächlich eine Arbeitspraxis erst nach vielen Versuchen herausgebildet hat. Dieser Artikel war typisch für Friedrich Wilhelm I: Alles drehte sich ums Geld. Unpünktlichkeit wurde mit Geldstrafen geahndet, und zwar mit ziemlich hohen, denn „wir bezahlen unsere Beamten, daß sie arbeiten sollen". Die Hauptaufgabe der Chefs und der Räte war die Kassenkontrolle, und die Kollegiumsmitglieder waren gleich verantwortlich für die beiden Hauptkassen und die Lokalkassen, ganz gleich, ob sie bisher in der Kammer oder im Kommissariat gearbeitet hatten, und zwar „einer vor alle, alle vor einen[1])".

Was den Geschäftskreis der Kammer anbelangt, so war sie schlechthin die Verwaltungsinstanz der Provinz: sie duldete keine Nebenbehörden, höchstens Unterbehörden; zentralistisch leitete sie alle jene Verwaltungszweige, zu deren Respizierung heute folgende Organe kaum genügen würden: 1 Oberpräsident mit seinen Räten, mehrere Regierungen mit ihren sämtlichen Ressorts, 1 Provinzialschulkollegium, 1 Generalkommission, 1 Oberzolldirektion und eine Landwirtschaftskammer.

Als Erbe des Kommissariats übernahm die Kammer die alten Funktionen dieses, die Auszahlung der Regimenter[2]), die

---

[1]) Daß es dem König mit dieser Verordnung bitter Ernst war, zeigt der Prozeß Hesse. F. W. I. klagte alle noch lebenden Kollegen Hesses aus dessen Amtszeit als Landrentmeister auf Ersetzung der fehlenden Gelder an. Allerdings wurde nach 9jähriger Dauer der Prozeß niedergeschlagen.

[2]) Wie heute der Landrat und seine Exekutivorgane, so hatten die Kammer und ihre Lokalfunktionäre auch die Polizei über die Beurlaubten.

Regelung des Marsch- und Quartierwesens[1]), Bestimmung der Fouragepreise[2]), Eintreibung der Kontribution[3]), des Lehnskanons[4]), der Akzise[5]), die Aufsicht über die Polizei und die Kämmereiverwaltung in den kleinen Städten[6]). Gleichzeitig war die Kammer oberste Zollbehörde, die die Zölle so zu normieren hatte, daß die preußische Industrie gefördert wurde. Einheimische Erzeugnisse durften von den Zöllen befreit werden, während fremde so hoch verzollt werden mußten, daß der preußischen Fabrikation die Konkurrenz nichts schadete.

Vom 16. Artikel an wendet sich die Instruktion dem Gebiete der Domänenverwaltung zu. Die Vermehrung der Domäneneinkünfte war eine der vornehmsten Aufgaben unserer Behörde, weshalb nur mit tüchtigen Pächtern Verträge geschlossen und die Amtmänner genau kontrolliert werden sollten. Bei der Vertragschließung sollten Treu und Glauben herrschen, und die Pächter durften nicht zugunsten der königlichen Kasse über-

---

1) Nur Pfarrer und Schulmeister sollten, soweit sie nicht nebenher eine bürgerliche Beschäftigung hatten und in bürgerlichen Häusern wohnten, von Einquartierungslasten befreit sein.

2) Die Fouragegelder wurden nach den Tagesmarktpreisen bestimmt. Korn mußten die Ämter liefern. Heu und Stroh sollten die Regimenter kaufen, und zwar — für Übertretungsfälle wurden strenge Strafen angedroht — im Inlande, in erster Linie von den Pächtern, sodann von den Edelleuten.

3) In den Domänenämtern war auf eine weise Balance zwischen den beiden Etatstiteln zu achten: Die Kontribution durfte nicht auf Kosten der Prästanda, oder umgekehrt, in die Höhe getrieben werden.

4) Mit den Extrakten des Lehnskanons sollten auch Listen der adligen Güter unter Angabe des Besitzers und seines gegenwärtigen Aufenthalts eingesandt werden.

5) Als Principium regulativum für das Akzisewesen gab der 9. Artikel des Reglements an, daß ausländische Lebensmittel so hoch zu versteuern wären, daß die inländischen im Verkauf um die Hälfte billiger waren. Ausfuhrgut dagegen sollte nur mit einem ganz leichten Handlungszoll belegt werden. In allen Orten, wo noch keine Akzise war, sollte sie eingeführt werden, vorausgesetzt, daß die zu erwartenden Einnahmen höher wären als die Verwaltungs- und Einrichtungskosten. Akzisebefreiung durfte in keinem Falle, auch für Waren, die für den königlichen Haushalt bestimmt waren, eintreten. Das Hausieren auf dem platten Lande wurde, da dort jede Akzisekontrolle fehlte, verboten.

6) Doch sollte im Interesse von Kämmereidörfern und Heiden nichts unternommen werden, was dem Domänenfiskus schaden könnte.

vorteilt werden. Dagegen mußte rücksichtslos auf pünktliche Zahlung der Pachtsumme an die Landrentei gedrungen werden[1]).

Die üble Gepflogenheit der Beamten, der Landrentei statt der Pachtsumme in bar, Assignationen und Baurechnungen vorzulegen, wurde verboten. Das Verbot wurde damit begründet, daß die Beamten nichts mehr mit dem Bau in den Ämtern zu tun hätten.

Alle Fixa[2]) mußten bei Verpachtung mit in Anrechnung gebracht werden, und zwar sollten vorläufig noch die Erträge dieser in Naturalien abgeliefert werden. (In anderen Provinzen wurden die Erträge der Fixa in Bargeld abgeliefert.)

Die Wälder waren das einzige Kroneigentum, das weiter administriert wurde, doch wurde angeordnet, die zahlreichen Defraudationen durch prompte Rechnungslegung möglichst einzuschränken. Auch die Brennholzdeputate sollten vorläufig noch in natura abgeliefert werden.

In den Orten, wo der König das jus patronatus hatte, wurde der Kammer die Instandhaltung der Kirchen übertragen, namentlich in Litauen, wo sie sich mit der Kommission zur Untersuchung des Kirchen- und Schulwesens[3]) in Verbindung

---

[1]) Dispens von der Verpflichtung, die Kontributionssummen und Pachtgelder pünktlich abzuliefern sollte nur bei Krieg, Feuer, Pest und Generalmißwachs erteilt werden. Das Kollegium war verantwortlich, daß die Amtleute die Vierteljahrsgefälle pünktlich zahlten; waren diese bis 10 Tage nach dem Fälligkeitstermin nicht eingegangen, so sollte mit Exekution vorgegangen werden.

Um korrekt geschäftsmäßig mit den Pächtern verfahren zu können, war den königlichen Bedienten verboten, sich in Geldgeschäfte mit ihnen einzulassen.

Das Überschreiben von Außenständen von einem Quartal ins andere war streng verboten.

Die Departementsräte hafteten dafür, daß die Einnahmen ordnungs- und etatsmäßig einliefen, denn wenn dieses nicht der Fall war, war es ein Zeichen, daß sie ihrer Kontrollpflicht nicht Genüge getan und den Pächter nicht zu sparsamem Lebenswandel und gehöriger Ausnutzung der Pertinenzien angehalten haben.

[2]) Für jedes Amt mußte ein Urbarium angelegt werden, in dem alle Fixa und Pertinenzien angegeben wurden, damit man nach 6 Jahren, wenn der Pachtkontrakt abgelaufen war, sehen konnte, ob neue hinzu oder alte abhanden gekommen waren.

[3]) Über diese Kommission s. Adolf Keil; 23. Bd. der Altpreuß. Monatsschrift, sowie Reicke und Vollmer.

zu setzen hatte. Neue Kirchen sollten nach Vorbild derjenigen von Potsdam und Wusterhausen sowie der Berliner Garnisonkirche eingerichtet werden.

Wie die Sorge, den vorhandenen Domänenbesitz in Flor zu bringen, so lag auch der Kammer die Vergrößerung des Domaniums ob[1]).

Da es der König überdrüssig war, alljährlich große, unerwartete Summen als Extraordinarium auszugeben, wurde der Kammer aufgetragen, einen Jahresetat der zu erwartenden außergewöhnlichen Ausgaben und Meliorationskosten aufzustellen, nach dem dann der Kammer ein für allemal eine bestimmte Summe als Extraordinarium[2]) zugewiesen wurde, mit der sie auszukommen hatte. Die Vorspanngelder für den König und seine Suite mußten ebenfalls vom Extraordinarium bestritten werden.

Im XXI. Artikel wurde die Einrichtung einer Molestienkasse empfohlen, in die die Untertanen, die die Vorspanndienste nicht in natura leisten wollen, eine Abstandssumme zu zahlen hätten, aus der dann die Fuhren bezahlt werden sollten.

Die generellen Vorspann-Verordnungen erhielten ebenfalls Aufnahme in die Kammerinstruktion.

In dem Artikel „das Brauwesen" wurden noch Kompetenzkonflikte und Prozesse zwischen den beiden eben zusammen-

---

[1]) Wurde der Kammer ein Gut zum Kauf angeboten, so hatte sie die Meinung des Generaldirektoriums einzuholen. Das in Gütern angelegte Geld wollte der König mit 5 % verzinst haben. Es sollten — weil der König seine pekuniären Mittel nicht zersplittern wollte — in der Regel keine Güter unter 40000 Rthr. Wert angekauft werden.

[2]) Das Extraordinarium, das etatsmäßig in folgende Posten zerfiel: „Bau- und Meliorationskosten bei den Ämtern". „Adextraordinalia". „Zuallerhand Behuf bei den Ämtern". „Für Kriegsfuhren denen Amtsuntertanen" betrug in Königsberg 120865 Rthr. Das war eine außerordentlich hohe Summe, wenn man bedenkt, daß der Dispositionsfonds, der dem Generaldirektorium für extraordinäre Ausgaben in allen anderen Provinzen zur Verfügung stand, nur 115200 Rthr. betrug. Am 21. März 1743 befahl Friedrich II., von dem Extraordinarium 30000 Rthr. für seine eigene Disposition zu reservieren, auch sonst wurden Ersparnisse gemacht, so daß es 1747 nur noch 111965 Rthr. betrug.

geschweißten Behörden in den Bereich der Möglichkeiten gezogen. Diese Prozesse wurden nun aufs strengste verboten: „Die Kriegskasse gehört ja niemend anders als dem König in Preußen, die Domainenkasse desgleichen. Wir hoffen auch, daß wir allein derselbige und keinen Vormund und Coadjutorem nötig haben. Kammer und Kommissariat sollen miteinander in guter Harmonie leben und gesamte mit unermüdetem Fleiß und Eifer dasjenige zu stiften und zuwege zu bringen zu suchen, was zu Unserem wahren Interesse und um Unsere Lande und sämtliche Untertanen in gutem und stets blühendem Zustand zu setzen, einer gestalt diensam und ersprießlich erachtet werden kann; welchen Falls und wann beides, die Kommissariate und Kammern, sich einmal diesen Zweck vorgesetzt und auf deren Erreichung alle ihre Sinne und Gedanken richten, sie alle Hände voll zu tun, und um sich zu amüsieren, nicht nötig haben werden, mit Prozessen gegeneinander zu Felde zu ziehen. Aber die arme Juristen, die arme Teufels werden bei dieser neuen Verfassung so inutil wie das fünfte Rad am Wagen."

Die Regelung von Grenzirrungen lag nach Art. XXXII. dem Oberjägermeister, damals Hertefeld, ob. Er war persönlich bei solchen Regulierungen gegenwärtig, wenn es sich um Streitigkeiten mit dem Ausland handelte; andere Differenzen ließ er durch seine Unterorgane erledigen.

Die Organisation von Wolfsjagden war ebenfalls Sache der Kammer: in jedem adligen wie königlichen Amt sollten 3—4 Wolfszeuge angeschafft werden; das Amt wurde in ebenso viele Teile zerlegt, von denen jeder unter einem Jäger stand; wenn Neuschnee fiel, mußten die Untertanen sofort zu dem Jäger, dem sie zugeteilt waren. Ein Ausbleiben wurde streng bestraft.

Dem wiederholt im Reglement ausgesprochenen Grundsatz, daß alle Gegensätze zwischen Kammer und Kommissariat aufhören, beide zu einer völlig homogenen Behörde werden sollten, scheint zu widersprechen, daß die Obersteuerkasse und Landrentei[1]) nicht vereinigt wurden. Doch hing das damit

zusammen, daß die königlichen Intraden — prinzipiell wenigstens — zu zwei ganz verschiedenen Zwecken verwandt wurden, und die Verrechnung würde nur erschwert worden sein, wenn man die Einnahmen nur in eine Kasse hätte fließen lassen.

Doch wurden Einrichtungen getroffen, die zeigen, daß man auch hier eine gewisse Einheit zu erreichen suchte. Beide Kassen erhielten eine gleichmäßige Personalbesetzung[2]) und einen gemeinsamen Vorgesetzten in dem Kassendirektor Sommerfeld[3]). Er allein hatte im Plenum den Vortrag über das Kassenwesen zu halten und war der Vertreter der beiden Provinzialhauptkassen im Verkehr mit den beiden Oberkassen in Berlin. Ihm hatten die Departementsräte die Gefälle aus ihren Lokalbezirken sowie den Chefs der beiden Kassen die Extrakte zu übergeben, damit er daraus Generalextrakte anfertigen konnte; er allein durfte Assignationen zu Auszahlungen an die beiden Landeskassen sowie an die Aemterkassen ausstellen, und keine Kasse durfte Zahlungen leisten, wenn der Empfänger nicht eine Anweisung des Kassendirektors oder der von diesem dazu ermächtigten beiden Kassenleiter vorweisen konnte. Er hatte regelmäßige Bereisungen vorzunehmen und dabei alle königlichen Kassen, wie sie auch heißen mochten, zu inspizieren. Mit dem zuständigen Departementsrat lag ihm die Besetzung von vakanten Receveursposten ob.

---

[1]) Die Landrentei hatte verschiedene Unterkassen, die sich über die Bedeutung von bloßen Lokalkassen erheben. Die meisten von ihnen haben sich erst später entwickelt, und es bleibt einer Darstellung der Kr.- u. Dom.-Kammer nach 1763 vorbehalten, nachzuweisen, wann sich die vielen bei Baczko S. 339 ff. genannten Kassen gebildet haben. In unserer Zeit existierten schon die Baukasse und die Oberholzkämmereikasse.

[2]) 1 Rendant (bei der Obersteuerkasse „Oberempfänger", bei der Landrentei „Landrentmeister" genannt), 1 Kontrolleur (bei der Landrentei später „Assessor" genannt) 1 Kassierer, 1 Schreiber, 1 Aufwärter. Bei der Obersteuerkasse waren die Gehälter etwas höher.

[3]) S. u.

1737 wurde Sommerfeld verschiedener Unregelmäßigkeiten wegen entlassen und, da dem Kammerdirektor die Aufsicht über die Kassen ganz besonders übertragen worden war, kein neuer Kassendirektor bestellt.

Dafür wurde je einem Kriegs- und Domänenrat die Kuratel über eine der beiden Kassen übertragen; so fungierte Hintzke als Kurator der Obersteuerkasse und nacheinander Waga, Morentz und Schlemüller als Kuratoren der Landrentei.

Für die Arbeiten der neuen Kriegs- und Domänenkammer war nur ein Wille maßgebend, der des Königs, und wenn schon seit 1704 die Macht der Stände, der Berliner Zentralregierung erfolgreichen Widerstand zu leisten, fast vollständig gebrochen war, so tötete unsere junge Behörde endgültig den alten ständischen Geist, der sich noch in den älteren Behörden erhalten hatte. Vornehmlich in den Lokalorganen hatte sich dieser konserviert; im letzten Kapitel wird gezeigt werden, wie die Kammer diese durch ihre eigenen Funktionäre verdrängte; aber auch in Königsberg selbst hatte sich in der Regierung noch ein Rest der alten ständisch-partikularistischen Gesinnung erhalten, und noch einmal raffte sich diese zum letzten erfolglosem Widerstand gegen die neue Kammer auf: Heftig sträubte sie sich dagegen, daß ihr die Aufsicht über die Königsberger Polizei-Kämmerei und Rathäuslichen Angelegenheiten entzogen wurde. Doch der König hatte, „weil in allen Unseren Landen und Provinzien alle Magistrate und Rathäusliche Sachen unter die Aufsicht der p. Kammern, als welche dafür responsable sein müssen, durchgehends gesetzet, auch in Unserem Königreich Preussen darunter gleiche Verfügung zu machen gutbefunden“[1]), und so behielt die Regierung neben repräsentativen Pflichten nur die Polizei des platten Landes und richterliche Kompetenzen.

Man kann sagen, daß mit dem Tage, wo die Direktion des Lizentwesens der Regierung entzogen und der Kammer

---

1) Acta IV, 1 S. 6.

übertragen wurde[1]) (26. III. 23), die Arbeitsgebiete von Regierung und Kammer reinlich geschieden waren, und die Kompetenzkonflikte der kommenden Zeiten waren nicht andere, als sie auch in anderen Provinzen gang und gebe waren.

Der König stand in solchen Zwistigkeiten auf seiten der Kammer, denn für ihn war die „Kris dome Kamer gerum geren darum" (nervus rerum gerendarum), die er unterstützte, was sich schon in Aeußerlichkeiten zeigte: so stellte er die Kriegs- und Domänenräte im Range über sämtliche anderen königlichen Bedienten und erteilte den Kammerpräsidenten nicht nur Sitz und Stimme in der Regierung, sondern gab ihnen auch den höchsten Rang über allen in dieser sitzenden Wirkl. Geh. Etatsministern.

Nachdem Dohna am 4. Februar 1723 Kammer und Kommissariat in der geheimen Ratsstube zusammengerufen hatte, um ihnen den königlichen Erlaß zu eröffnen, trat die vereinigte Behörde am 8. Februar zusammen; sie tagte in den alten Kommissariatsräumen, die aber bald bedeutend erweitert wurden.

Es dauerte noch geraume Zeit, ehe eine praktisch durchführbare Büroordnung ausgearbeitet wurde. Eine Station in diesen Versuchen bedeutete die Departementseinteilung vom 11. November 1724[2]). Das gesamte Verwaltungsgebiet wurde in zwei Departements geteilt[3]), von denen jedes unter einem Präsidenten stand.

---

1) Acta IV, 1 S. 147.

2) Acta IV, 1 S. 55 ff.

3) Doch waren diese Departements nach rein lokalen Gesichtspunkten gebildet, so daß sich — wenigstens für Preußen — Barnhaks Behauptung, es hätte im Anfang bei jeder Kammer ein besonderes Kriegs- und ein besonderes Domänendepartement gegeben, nicht aufrecht erhalten läßt, und auch Koser faßt m. E. das Wesen der Departements nicht richtig auf, wenn er behauptet (Bd. I S. 355): „Der Wirkungskreis der Abteilungen war örtlich abgegrenzt, indem die eine das Steuerwesen in den Städten, die andere das wesentlich verschiedene des platten Landes samt der Domänenverwaltung unter sich hatte." Beide Auffassungen scheinen nur in direkten Widerspruch zu den Anordnungen der Kammerinstruktion, die wiederholt betont, daß jeglicher Unterschied zwischen Kammer und Kommissariat aufgehoben werden soll.

Das erste Departement, das von Lesgewang geleitet wurde, umfaßte das Oberland und Natangen; zu seiner Respizierung gehörten acht Kriegs- und Domänenräte, sieben Steuerräte, sieben Landkammerräte, die 41 Städte, 40 Aemter und 88 Vorwerke zu verwalten hatten.

Unter dem Präsidium Bredows standen acht Kriegs- und Domänenräte, vier Steuerräte, acht Landkammerräte[1]), die 18 Städte, 59 Aemter und 119 Vorwerke verwalteten. Wie heute bei den Regierungen die Geschäftslast auf verschiedene Ressorts verteilt ist, so ähnlich bei den Kriegs- und Domänenkammern auf Departements, die nach lokalen sowie realen Gesichtspunkten gebildet waren. Jedes Departement umfaßte eine Anzahl von Städten und Aemtern sowie ein kleineres Realgebiet. Jeder Departementsrat hatte sein Revier regelmäßig zu bereisen und dabei — was die Aemter anbetraf — folgende Arbeiten vorzunehmen[2]): Besetzung der niederen Bedientenstellen (Kreissteuereinnehmer, Acciseeinnehmer, Domänenbeamte usw.) und Erledigung der dabei nötigen Formalitäten (Vereidigung, Kautionsstellung, Zahlung zur Rekrutenkasse), Verpachtung der Aemter, die Ueberwachung der Neubauten in diesen, die monatliche, vierteljährliche und jährliche Rechnungslegung, die Formierung der Etats und Remissionserteilung.

In den Städten seines Departements hatte der Kriegs- und Domänenrat die Bauten zu kontrollieren, für die ordnungsmäßige und rationelle Verwaltung des städtischen Kämmereigutes zu sorgen, sich um die Bestellung des Kämmerers und um seine Kautionsstellung zu bekümmern. Auf alle öffentlich-wirtschaftlichen und öffentlich-sozialen Einrichtungen, wie Wirts- und Gasthäuser, Aerzte, Apotheker, Hebammen, die Straßenreinigung und die öffentlichen Kassen hatte er sein Augenmerk zu richten.

---

[1]) Je zwei Kriegs- und Dom.-Räte, Steuerräte und Landkammerräte waren für beide Departements gemeinsam.

[2]) Acta IV, 1 S. 63—64.

Auf den Dienstreisen hatten die Departementsräte Diaria zu führen, damit der Präsident ihre Tätigkeit kontrollieren konnte.[1])

Als sich von dem Königsberger Kammergebiet der litauische Deputationsdistrikt abzweigte, nahm man Abstand von der Obereinteilung in zwei Departements und teilte am 11. Juni 1725 das Land in vier Lokaldepartements, von denen jedes unter zwei Räten stand. Litauen bildete eines dieser Departements.[2])

Doch das waren alles Versuche, die erst mit einer neuen Departementserhebung im Jahre 1730 zum endgültigen Abschluß gebracht wurden.

Laut einer königlichen Verordnung vom 24. April 1828 sollte nämlich alle drei Jahre ein Departementswechsel stattfinden, damit die Räte mit dem gesamten Arbeitsgebiet der Kammer vertraut würden.[3]) Diese Verordnung war nicht ganz strikt gehalten worden: wir finden in Preußen eine Departements-Neueinteilung in den Jahren 1730[4]), 1736[5]), 1746[6]), 1749[7]).

In der Einteilung von 1730 war die Scheidung in vier Departements und ihre Respizierung durch je zwei Räte aufgegeben worden; statt dessen wurden, wie 1724, die Lokalgebiete von einzelnen Dezernenten verwaltet, und zwar gab es jetzt ein Lokaldepartement mehr als 1724, so daß nun deren acht

---

1) Laut Befehl vom 10. 11. 36 — G. St.-A. Gen.-Direkt. Ostpr. u. Lit. Mat. Tit. XXXI Nr. 13. Vol. I.

2) Acta IV, 1 S. 731—32.

3) Acta IV, 2 S. 331.

4) Ibidem S. 493 ff.

5) Acta V, 1 S. 580 ff.

6) Acta VI, 2 S. 586 ff. In den Acta ist diese Departementseinteilung vom 6. 5. 46 irrtümlich auf das Jahr 1743 datiert worden.

7) G. St.-A. Gen.-Direkt. Ostpr. Lit. Mat. Tit. XXXIV, No. 198. Diese Departementseinteilung ist einem jener kleinen Lederbändchen entnommen, die für den Monarchen zur vorherigen Information auf Reisen zusammengestellt wurden. In ihm finden sich Rechnungsabschlüsse der Staats- u. Provinzialkassen, Zahlen über Bewegung der Bevölkerung und ihre Verteilung auf Berufe, ein Behördenschematismus, Beamtenverzeichnisse u. a. m.

vorhanden waren[1]). Neu war ferner, daß die polnischen Aemter auf zwei Departements überwiesen wurden, die außer von den beiden Dezernenten, noch von zwei in den Bezirken selbst wohnenden Räten respiziert wurden[2]).

Im Jahre 1730 waren ferner nicht nur die Räte vertauscht worden, sondern im Vergleich zu 1724 waren die Lokaldepartements selbst andere geworden. Von jetzt an blieben sie sowohl lokal wie numeral fixiert, und sie kehrten nicht nur unverwandelt 1736 wieder, sondern auch 1746 und 1749[3]).

Schon 1729 hatte der König die Einrichtung eines Korreferenten für jedes Departement empfohlen; dem hatte sich aber die Kammer widersetzt, indem sie anführte, daß schon ohnedies in Einzelfällen besonders wichtige Angelegenheiten zwei Mitgliedern des Kollegiums zur Deliberation und zum Referat übergeben werden würden. In der Departementseinteilung von 1743 finden wir den Gedanken des Königs durchgeführt, und zwar auf eine Verordnung Friedrich II. vom Jahre 1740, der damit eine Beschleunigung der Arbeiten herbeiführen wollte; jedes Lokaldepartement hatte von nun an neben einem Referenten noch einen Korreferenten, der seinerseits wieder Referent eines andern Lokaldepartements war. Korreferenten für die Realdepartements waren jedesmal die betreffenden Räte, in deren Lokaldepartement die in Frage stehende Angelegenheit fiel, manchmal fungierte auch als Korreferent eines Realdepartements der Referent eines anderen Realdepartements, wie z. B. der Direktor der Königsberger Accise Korreferent des Departements für das kleinstädtische Accisewesen war und umgekehrt.

Die Departementseinteilung von 1749 behielt die Einrichung des Referenten und Korreferenten bei.

---

1) Siehe Tabelle II.

2) S. u.

3) Siehe Tabelle II.

Allgemeines über die Personalia.

Es ist verständlich, daß bei der Gründung der neuen Behörde aus den beiden Wurzelbehörden Leute entnommen wurden, die in der Kammer schließlich keine Verwendung finden konnten. Doch schon am 23. Dezember 1724 befahl der König zahlreiche Gehälterreduktionen und Kassationen[1]). Statt der kassierten Räte wurden Auskultatoren zur Heranbildung zu tüchtigen Räten angestellt[2]). Außer den Extraordinarien, die nicht besoldet wurden, sollten nicht mehr als zwölf Räte in der Kammer sitzen. Einheitlich sollte das Gehalt der Kriegs- und Domänenräte jetzt auf 550 Rhtr. festgesetzt werden[3]).

---

1) So wird von den Räten Kasseburg vom Etat gestrichen.

2) Vergl. Naudé, Geschichte d. Preuß. Subalternbeamtentums.

3) Manche Räte bezogen aber nicht unbedeutende Nebeneinnahmen aus den von ihnen verwalteten kleineren Ressorts; z. B. Moldenhauer aus der Salzkasse 200 Rthr., Lolhöffel „wegen des Speichermarkts" 100 Rthr., Gregory und der Oberempfänger Sommerfeld kamen durch Nebenrevenüen aus kleinstädtischen Accisekassen sogar auf 1400 Rthr.

Trotz der vorerwähnten, nivellierenden Verordnung waren die Gehaltssätze der Räte aber nie ganz fixiert worden. Es war vielmehr Regel, daß nach dem Tode eines Beamten sein Salär, von dem die Witwe oft einen Teil zu lebenslänglicher Pension, zum mindesten aber ein Gnadenvierteljahr erhielt, unter die jüngeren, gering oder noch gar nicht besoldeten Kollegiumsmitglieder verteilt oder dazu benutzt wurde, einem verdienten Bedienten eine außerordentliche Gehaltserhöhung zu bewilligen. Zwar innerhalb des Generaletats — fast alle Zivilbedienten wurden, soweit ihre Beamtung nicht ausgesprochen steueramtlichen Charakter hatte, von Domäneneinkünften besoldet — aber nicht innerhalb einer Behörde war die Ausgabesumme für Gehälter fixiert. So kam es z. B. vor, daß das Salär eines verstorbenen Kapellmeisters zur Gehaltserhöhung eines Kriegs- und Domänenrates oder das Gehalt eines abgeschiedenen Kriegsrates zur Witwenpension einer Hofpredigersgattin verwandt wurde. (G. St.-A. Gen.-Direkt. Ostpr. u. Lit. Mat. Tit. X.) Erst F. II. regelte die Gehälterfrage einheitlich, indem er verordnete, daß tüchtige und fähige Räte „nach ihrer Tour in vakante Gehälter ascendiren sollen" (Acta VII S. 472).

Nach dem Kammerkassenetat von 1748 schwankte das Gehalt der Kr.- u. Dom.-Räte zwischen 350 und 1000 Rthr., im Durchschnitt betrug es 650 Rthr.; der Präsident bezog 3000 Rthr.; die Direktoren ungefähr die Hälfte.

Meine Untersuchungen haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß die Kammerbeamten zu dieser Zeit noch nicht uniformiert waren. Erst das klassische

Auch das subalterne Personal wurde eingeschränkt, es belief sich von nun an auf zwei Sekretäre, drei Registratoren, zehn Kanzlisten[1]. Im Laufe der Zeit war allerdings das Personal wieder vermehrt worden, und 1756 finden wir an der Kammer beschäftigt: 1 Präsidenten, 1 Direktor, 14 Räte, 5 Sekretäre (einer davon führt den Titel Kanzleidirektor), 5 Registratoren, 5 Kalkulatoren, 15 Kanzlisten und Kopisten.

Eine neue Charge, die übrigens bei anderen Kammern schon lange bestand, wurde durch Ernennung v. d. Ostens zum Kammerdirektor geschaffen. Dieser Direktor, dessen Stellung durch den Abgang Bredows nach Litauen nötig wurde, stand unmittelbar hinter dem Präsidenten, den er als Leiter des Kollegiums bei Abwesenheit und Krankheit vertrat. Dem Direktor wurde kein bestimmtes Departement zugewiesen, er galt vielmehr als Kontrollorgan, namentlich der Kassen, er korrigierte alle Berichte und Verordnungen, ehe sie dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt wurden. Er nahm die Geschäfte von Räten wahr, die auf Reisen waren, und sorgte, daß erkrankte Kollegen Vertreter erhielten. Er war der Bürochef. Kurz und gut, er respizierte alle Generalia, soweit ihre Erledigung nicht durch das Reglement fixiert war, oder er hatte sie wenigstens Untergebenen zuzuweisen. Ihm lagen alle jene kleinen und doch so bedeutenden Geschäfte ob, die täglich bei der Behörde vorkamen und zu mannigfaltig waren, als daß man sie unter einer bestimmten Bezeichnung zusammenfassen könnte; wir können wohl glauben, daß er sehr beschäftigt war, und müssen der Kammer Recht geben, wenn sie sich dem König widersetzte, der schrieb: „ich habe kein gehaldt und sein

---

Zeitalter der Uniformen, die Zeit F. W. II. u. F. W. III., brachte auch den Kriegs- und Dom.-Räten eine Uniform. (S. G. St.-A. Gen. Dep. Titel XXXV.)

Herr Dr. Kling in Weimar, zweifellos der beste Kenner auf diesem Gebiet, bestätigt meine Ansicht. Nur die Forstbeamten waren nach ihm schon unter Friedrich Wilhelm I. uniformiert.

[1] Nach dem Kammerkassenetat von 1748 betrug das Durchschnittsgehalt der Kanzlisten 140, der Kopisten 40, der Kalkulatoren und Registratoren 200 Rthr.

Leute in Preußen mer als fasane zu dresden," und die Funktionen des abgehenden Tettau noch gar zu gerne dem Direktor aufbürden wollte.

Seit dem 14. März 1744 gab es in Preußen zwei Direktoren; diese Einrichtung wurde bis zum Jahre 1752 beibehalten, schlief dann eine Zeit lang ein und wurde 1763 wieder aufgenommen.

Die Instruktion der beiden Direktoren gibt nicht an, wie die Arbeit auf beide verteilt war.

Kleine Änderungen im Dienstbetriebe der Kammer bis zum Jahre 1748.

Mit der Gründung der Kriegs- und Domänenkammer war eine Behörde geschaffen worden, wie sie den Bedürfnissen des Landes entsprach, und fortan war es nicht mehr nötig, so durchgreifende Revolutionen auf dem Verwaltungsgebiete vorzunehmen, wie sie die Jahre 1721 und 1723 gebracht hatten. Während der Regierung Friedrich Wilhelm I. fanden nur noch geringe Geschäftsordnungsänderungen statt.

Den Beteiligten allerdings möchte die Aenderung des Jahres 1725 revolutionärer, bedeutender erschienen sein als uns: Einesteils um die Beamten daran zu gewöhnen, daß sie nicht der Provinz, sondern dem König zu dienen hatten, anderseits, um sie mit der „deutschen" Wirtschaftsmanier vertraut zu machen, die der König in Ostpreußen eingeführt wissen wollte, wurden in diesem Jahre zwei Räte aus Preußen in die alten Provinzen versetzt und auf ein Jahr durch Bediente von dort vertreten[1]).

Allerdings ist es weder Friedrich Wilhelm I. noch seinem Sohne — von Friedrich Wilhelm II. ganz zu schweigen — völlig gelungen, den ostpreußischen „Indigenatssinn" ganz zu brechen: Die Vorgänge bei der Bildung der ostpreußischen Landwehr im Jahre 1813 zeigen das deutlich, und Friedrich

---

[1]) S. Personalia der Königsberger Kammer.

Wilhelm wußte genau, wie partikularistisch gerade seine Preußen gesonnen waren: „will ihn nit haben, ist ein ganzer Preuß[1]),“ sagte er wohl zuweilen mißmutig.

Ebenfalls nur eine Aenderung der Dienstpraxis brachte eine Verordnung vom 15. Januar 1730[2]), daß die Rechnungen der Aemter von den Räten nicht mehr in Königsberg, sondern in loco abgenommen werden sollten. Sie wurde ergänzt durch das Reskript vom 25. Februar 1732, das ein gleiches für die Abnahme der Baurechnungen verordnete[3]).

Aber den Herren Räten war es nicht angenehm, den bequemen Aufenthalt in der Amtsstube mit dem beschwerlichen im Reisewagen zu vertauschen, zumal die ostpreußischen Wege — selbst die Städte waren oft gar nicht gepflastert[4]) — wegen ihrer Schlechtigkeit und Grundlosigkeit berüchtigt waren[5]).

Als dem König zu Ohren kam, daß der Geh. Rat von Viereck und der Kriegs- und Domänenrat Manitius sich widersetzlich gegen die Ausführung dieses Befehls gezeigt haben, wollte er diesen sofort kassieren, jenem auf ein Jahr das Traktament entziehen, und nur auf Fürsprache des Präsidenten ließ er sich zu einem milderen Urteil umstimmen[6]).

Wichtige Veränderungen für das gesamte Kammerwesen brachte das Jahr 1748. Wie das Generaldirektorium und alle Kammern, so erhielten auch die beiden ostpreußischen Kammern eine neue Instruktion.

---

[1]) Trotzdem er den Fleiß der Preußen wohl anerkannte: „Seindt gut zu employieren.“ (Acta III S. 448.)

[2]) Acta V, 1 S. 6.

[3]) Ibidem S. 371—72.

[4]) Laut der Instruktion sollten die Kammern den Städten begreiflich machen, „daß die gute Pflasterung in Städten sowohl zur Zierde als Bequemlichkeit derselben gereichet“.

[5]) Vergl. Grabo, die ostpreußischen Straßen im 18. und 19. Jhrhrt. Königsberg 1910.

[6]) S. Personalia der Königsberger Kammer.

Die neue Kammerinstruktion des Jahres 1748.

Es läßt sich nicht genau nachweisen, wie diese Instruktion entstanden ist[1]), wenn es ja an sich auch vollständig verständlich erscheint, daß ein junger, tatkräftiger Herrscher eine längere Friedenszeit dazu benutzen will, seinen wichtigsten Verwaltungsorganen den Stempel seiner eigenen Individualität aufzudrücken, Mängel, die sich im Laufe einer 25jährigen praktischen Erfahrung gezeigt haben, zu beseitigen und Zusatzbestimmungen, die für die Kammern im Lauf der Zeit erlassen worden waren, in einer neuen Instruktion zu vereinen. Die Justizreformen mögen ebenfalls ein starker Grund zur Neubearbeitung der Kammerinstruktion gewesen sein.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Acta VII, S. 522 ff.

Ternerei am Memelstrom einst und jetzt.

Von

Fritz Jencio-Elbing.

Vergebens sucht man in Meyers und auch in Brockhaus' Konversations-Lexikon Aufklärung, was man unter Ternerei versteht. Und trotzdem ist die Ternerei ein Gewerbe, das allerdings nur allein am Memelstrom betrieben wird.

Seit Jahrhunderten ist auf dem Memelstrom die Flößerei im Gange. Anfangs, als die Memelufer noch von großen Waldungen reichlich umgeben waren, war dieselbe eine lokale gewesen. Als sich nun die Städte Königsberg und Memel als Handelsstädte entwickelt hatten und die Ausfuhr von Hölzern von Jahr zu Jahr, besonders von Memel aus, zunahm, entwickelte sich auch der Flößereibetrieb. Hauptsächlich dem Holze haben die Städte Memel und zum Teil auch Tilsit die Blüte ihres Handels zu verdanken. Der Holzhandel ernährt Tausende von Menschen. Mit ihm eng verbunden ist auch die Flößerei. Das Holz wird, teils in preußischen, mehr jedoch in russischen Waldungen angekauft, stromab geflößt, in Schneidemühlen verarbeitet und in alle Welt versandt. In der Regel wurden früher die Verkäufe der Flöße (Holztraften) längs des Memelstroms und seiner Mündungsarme (Ruß und Gilge) abgeschlossen. Das Holz mußte daher bis zum Verkauf im Strom an den Ufern lagern.

Das an der Grenze bei Schmalleningken verzollte verkaufte Holz konnte auch nicht gleich an seinen Bestimmungsort gelangen. Es mußte vielmehr zum Weitertransport geschickt gemacht werden. Der Holzführer bezw. Holzspediteur mußte an passenden Stellen des Stroms die Flöße lagern. Schwere Hindernisse waren hierbei oft zu überwinden. Bei plötzlich fallendem

Wasser kamen die Flöße auf's trockene Ufer. Die Flottmachung derselben war nur mit großem Arbeits- und Kostenaufwand möglich. Bei Hochwasser und heftigen widrigen Winden bestand die Gefahr, daß die Flöße durchrissen und dann meist rettungslos verloren gingen. Kommt erst ein Floß in Bewegung, so reißt es meist die vor ihm liegenden mit, und dann setzt sich so die ganze Holzmasse in Bewegung, alles mit sich fortreißend, was sich in den Weg stellt. Eins der großartigsten Bilder dieser Art brachte das Jahr 1907. Nach anhaltenden heftigen Regengüssen, insbesondere in Rußland, stieg das Wasser im Memelstrom sehr plötzlich. Beide Ufer des Stroms waren meilenweit oberhalb Tilsit mit vielen Holzflößen belagert. Nach diesen Regentagen zeigte die Sonne am 6. September wieder ihr freundliches Antlitz. Friedlich lag in Tilsit die alte Schiffbrücke, die poesievolle, mit den Geschicken Tilsits so eng verbundene und bald der Vergessenheit ganz anheimfallende Pontonbrücke da. An starken Ankern und Ketten waren die einzelnen Pontons befestigt und trotzten mit Leichtigkeit der allgewaltigen Kraft der dahin stürzenden, von mitgerissenem Sand und russischem Schmutz dickgelb gefärbten Fluten. Dicht oberhalb der Brücke lagen friedlich nebeneinander die im Villenstil auf Prähmen (Pontons) erbauten beiden Badehäuser (Herren- und Damenbadehaus). Ein schönes Bild bot die alte Schiffbrücke mit diesen Badehäuschen dem Auge! Männlein und Weiblein kühlten sich, nichtsahnend, in den schäumenden Fluten. Da auf einmal ein Dröhnen, ein Krachen. — Die Badenden eilen bestürzt in ihren Badekostümen aus den Badehäusern auf die Schiffbrücke, die bereits von den Wellen und den nachfolgenden Hölzern mitgerissen ist. Die Wände der Badehäuser werden eingedrückt. Bis auf den Grund haben sich vor der Brücke die Hölzer aufgetürmt. 20 Meter hohe Stämme ragen senkrecht zwischen den andern empor. 80 Flöße von je 120 Meter Länge und 10 Meter Breite sind in Bewegung, alles mit sich reißend, sich über und ineinander schiebend. Mächtige Eichenstämme, lange Kiefern, Eisenbahnschwellen, Kanthölzer, alles kunterbunt

durcheinander: so eilen sie mit den angestauten Wogen nach dem Kurischen Haff hin. Ein schaurig schönes Bild der Wassergewalten. Am Ufer stehen händeringend russische Kaufleute, die ihre Habe dem gewaltig schaurigen Element preisgegeben sehen. Der angerichtete Schaden hat viele Hunderttausend Mark betragen. Die Wiederherstellung der Schiffbrücke allein hat dem Staat rund 8000 Mark gekostet.

Zu diesen eben geschilderten Schwierigkeiten, die den Flößern durch Hochwasser erwachsen, kommen noch andere Hindernisse hinzu. Nach Regulierung des Memelstroms nach 1871 durch Tausende von Strombauwerken, in den Strom hineingebaute Buhnen, mußten die Holztransporteure sich vor den Beschädigungen dieser mit großen Kosten erbauten Strombauwerke hüten. Bis dahin hatten sich die Führer der den Memelstrom herunterfahrenden Holzflöße und Wittinnen (russische offene Fahrzeuge) zum Stoppen derselben loser, angespitzter Pfähle, sogenannter Ternpfähle, bedient, die sie in den Boden am Ufer einsteckten und durch das am Holzfloß oder Fahrzeug befestigte Tau so lange mit fortreißen ließen, bis es zum Stehen kam. Dieses Verfahren konnte wegen Beschädigung der Bauwerke nicht mehr durchgeführt werden. Am gefährlichsten war das Durchfahren der Flöße durch die damalige Tilsiter Schiffbrücke, die zu dem Zweck mit einem Durchlaß versehen war. Die Regierung sah daher die Notwendigkeit, geeignete Maßregeln in schiffahrtspolizeilichem Interesse zu treffen, schon damals ein und hat auch die Einrammung von etwa 50 Stück im Mittel 30 Zentimeter starken Pfählen, sogenannten Ternpfählen, im Jahre 1853 oberhalb der Schiffbrücke angeordnet. Diese Pfähle mußten vor dem Winter stets wieder beseitigt werden und hatten sich nicht bewährt. Um eine Beschädigung der Brücke beim Holztransport zu vermeiden, fing man an, die Holztraften durch sachkundige Leute mittels Tauen und Ankern durch die Brücke hindurchzubringen, zu ternen.

Dieses Ternen führte ein Schuhmachermeister Conrad, der unmittelbar am Memelstrom, oberhalb der Schiffbrücke

wohnte, ein. Nach dessen Tod betrieb sein Sohn, der damalige größte Ternereibesitzer Conrad, mit sachgemäß dazu ausgebildeten Ternern und Hilfsternern das Ternereigewerbe bis zu seinem Tode im Jahre 1891. In diesen Zeiten stand das Ternereigeschäft in der schönsten Blüte. Nach dessen Tode wurde die Ternerei nicht mehr einheitlich ausgeübt. Alle möglichen Elemente versuchten dieselbe auszuüben. Es wurde eine unliebsame Konkurrenz heraufbeschworen. Diese Uneinigkeit der Terner ausnutzend, drängten sich Elemente hinein, die den Ternerstand tief herunterbrachten.

Die Ternerei wurde damals von etwa einem Dutzend Terngeschäften in Tilsit mit 40 bis 50 Hilfsternern und 200 bis 300 Ternerarbeitern ausgeübt. Die Besoldung betrug bei den Hilfsternern, die für die Sommermonate — etwa 1. Mai bis 1. November — in festem Lohn als sogenannte „Monatliche" standen, durchschnittlich 100 Mark je Monat, während der Ternereiarbeiter nur für jede geleistete Arbeit nach feststehenden Sätzen bezahlt wurde.

Auch einen Ternerstreik hat es im Jahre 1905 in Tilsit gegeben. Dieser Streik dürfte in der Geschichte der Streiks nicht seinesgleichen finden. Denn einmal war er keine Lohnbewegung, auch kein Versuch, die Arbeitszeit in dem gewiß recht schweren und mit Lebensgefahr verbundenen Beruf der Terner zu verkürzen oder auch nur zu regeln; der Terner kennt keinen Sonntag oder Feiertag, keine Mittagsrast oder Nachtruhe. Wenn die Arbeit kommt, muß er heran und oft genug, mit kaltem Proviant versehen, bei Sturm und Regen tagelang stromab und dann wieder im Handkahn, der keinen Schutz gegen die Witterung bietet, stromaufwärts nach Hause zurück. Die Terner, die durchweg bei der Marine gedient haben, verlangten lediglich, daß die Länge der von ihnen zu bearbeitenden Flöße 100 Meter nicht übersteigen solle. Ist es doch häufig genug vorgekommen, daß die Hilfsterner, wenn sie mit einem zu langen Floß den Strom abwärts schwammen, in hohe Geldstrafe genommen wurden, und das meistens im Interesse jüdischer

russischer Händler, die sich nicht scheuten, selbst bis zu 150 Meter lange Traften schwimmen zu lassen, obwohl sie die preußischen Strombestimmungen ganz genau kannten. Hauptsächlich aber wurde die Herabsetzung der Floßlänge von 125 auf 100 Meter deshalb verlangt, weil die größere Länge der Flöße eine unverhältnismäßig schwere Arbeitsleistung in der Leitung der schwimmenden Holzkolosse erforderte und in Verbindung mit den entsprechend stärkeren Ankern und Tauen die Kräfte der Leute bis aufs äußerste erschöpfte. Auf verschiedene Vorstellungen hin — auch der preußische Landtag hatte sich mit dieser Angelegenheit befaßt — wurde denn auch vom Regierungspräsidenten in Gumbinnen die Verfügung erlassen, wonach die Maximallänge der Flöße 100 Meter nicht überschreiten sollte.

Diese Verfügung wurde aber auf Betreiben der Kaufmannschaft nach ganz kurzer Zeit wieder aufgehoben. Nun griffen die Terner zum äußersten und proklamierten den Streik, den sie in ruhiger und doch sachlicher Weise durchgeführt haben. Am Memelstrom entlang waren Gendarmerieposten ausgestellt, um womöglich zu verhindern, daß Flöße böswilligerweise am Ufer losgemacht würden und dann gegen die Schiffbrücke und die Gerüste der im Bau begriffenen neuen Luisenbrücke antreiben könnten.

In Anbetracht der schwebenden Gefahren leitete der Regierungspräsident Hegel persönlich mit einem ganzen Stab von Oberbeamten die Verhandlungen zur Beilegung des Streiks. Die Länge der Flöße wurde auf 105 Meter herabgesetzt. Längere Flöße mußten, sobald sie bei Schmalleningken ins preußische Staatsgebiet eintraten, auf die vorgeschriebene Länge verkürzt werden.

Fünf Tage nur dauerte der merkwürdige Streik, bei welchem sich die Terner nach jeder Beziehung hin sehr loyal benommen und die Sympathien der weitesten Kreise für sich inne hatten. Am sechsten Tage früh $4^1/_2$ Uhr wurde bei der ersten Brückenöffnung das erste Floß unter den Klängen der

gesamten Märtens'schen Stadtkapelle durch die Schiffbrücke geternt. Nacheinander ertönten die Lieder: „Deutschland, Deutschland, über alles," „Ich bin ein Preuße" und „Freut Euch des Lebens". Dem Schreiber Dieses wird dieses merkwürdige erlebte Schauspiel unvergeßlich bleiben.

Nach Beseitigung der Schiffbrücke und Eröffnung der eisernen Luisenbrücke hat sich das ganze Holzgeschäft anders gestaltet und sind auch die Aufgaben der Terner andere geworden.

Es kommen nunmehr nicht mehr so viele Holztraften unverkauft auf den Memelstrom zum Lagern. Die meisten in Rußland aufgekauften Traften werden sogleich nach Passieren ins deutsche Staatsgebiet durch das Holz- und Meßamt in Tilsit vermessen und nach ihren Bestimmungsorten unmittelbar weitergeflößt.

Nur eine erheblich kleine Anzahl von Traften wird in Tilsit und Umgegend zum Lagern zum Verkauf teils im Memelstrom, teils in dessen Altarmen, wie Kummabucht und Mariensee, abgestellt. Desgleichen lassen die Tilsiter Schneidemühlenbesitzer ihre Hölzer anstellen, um sie bei Bedarf durch die Terner an ihre Mühlen bringen zu lassen.

Nach einer Organisation sämtlicher Hilfsterner und Ternereiarbeiter sahen sich auch die acht Ternereibesitzer gezwungen, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Im Jahre 1910 schlossen sich sieben Ternereien mit allen ihren Teilhabern zusammen und gründeten die Firma „Vereinigte Ternereien Tilsit", Gesellschaft mit beschränkter Haftung, und wählten den umsichtigen und bewährten Ternereibesitzer Bernhard Kuhnke zu ihrem technischen Leiter. Als Betriebsmaterial besitzen sie 80 Ternerkähne, rund 300 Anker mit Ketten und viele Stahldrahtseile und ein größeres Motorboot. Die achte Ternerei von R. Breslau bildete ebenfalls eine Gesellschaft m. b. H., nur mit dem Unterschied, daß als Teilhaber nicht frühere Tilsiter Terner, sondern russische Holzhändler aufgenommen wurden. Letztere Ternerei

hatte etwa ein Drittel des Betriebsmaterials der vereinigten Ternereien und beschäftigt auch im gleichen Verhältnis weniger Arbeitskräfte.

Das Ternereipersonal ist seit der Organisation im Jahre 1909 um 30 bis 35 % in der Besoldung gegen früher besser gestellt.

Der schwere Ternerdienst ist in manchem erleichtert worden. Man verwendet zum Ternen jetzt nicht mehr die schweren dicken Hanftaue, sondern leichtere, biegsamere Stahldrahtseile. Durch die Motorboote werden die Ternereiarbeiter von dem anstrengenden Hinrudern der immerhin ziemlich schweren Boote an ihre Bestimmungsorte befreit, und es wird mehr Zeit gewonnen.

So ist mit der Zeit der umfangreiche Holztransport auf dem Memelstrom in streng geregelte Bahnen gekommen.

Kritiken und Referate.

1813—1913. Zur Jahrhundertfeier der Erhebung Preußens. **1.** Festschrift der Stadt Königsberg i. Pr.: August Wilhelm Heidemann, Oberbürgermeister von Königsberg i. Pr. * 1773 † 1813. Ein Lebensbild von Prof. **Dr. Aug. Seraphim,** Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs. Königsberg, Ferd. Beyer (Thomas und Oppermann) 1913. — **2.** Landwehrbriefe 1813. Ein Denkmal der Erinnerung an den Burggrafen Ludwig zu Dohna-Schlobitten. Von **C. Krollmann.** Danzig, Kafemann 1913 (in: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens 9). — **3.** Ostpreußen in der Franzosenzeit, seine Verluste und Opfer an Gut und Blut. Von **Adalbert Bezzenberger.** Zum 5. Februar 1813 veröffentlicht im Auftrage der Ostpreußischen Provinzialverwaltung. Königsberg, Gräfe und Unzer, 1913. —

Manche Ehren- und Dankesschuld galt es abzutragen in unsern der großen Zeit vor 100 Jahren gewidmeten Tagen. Über die Gebühr lange waren besonders zwei edle Männer, der eine von alteingesessenem Erbadel, der andere ein hervorragender Vertreter des Bürgertums, beide mit der Geschichte der Landwehrgründung aufs engste verknüpft, gar nicht oder doch nur sehr wenig dem eigenen Volke bekannt. Heidemanns Andenken erneuert die Festschrift der Stadt Königsberg, dem Grafen Ludwig zu Dohna gilt die Veröffentlichung seiner die Landwehr betreffenden Briefe. Beide sind unermüdliche, von höchsten Idealen beseelte Männer, denen ein grausames Schicksal es nicht vergönnt hat, den endlichen Ausgang des großen Kampfes zu schauen, für den sie nicht zuletzt mitgetan haben. Früh mußten beide dahingehen, der Oberbürgermeister unserer Stadt, nachdem er soeben nur noch die Siegeskunde von Leipzig miterlebt, der Kommandeur der preußischen Landwehr, Ludwig z. D., zwei Monate später, nachdem er zwar mit in das genommene Danzig noch hatte einziehen können, aber die Früchte der furchtbaren Anstrengungen seiner Landwehr, die Stadt für seinen König allein zu besetzen, nicht mehr hatte miterleben dürfen!

1. Es muß ausgesprochen werden, daß die erregten Tage der Zeit vor hundert Jahren und der Not die Stadt nicht hätten abhalten dürfen, ihrem Oberbürgermeister ein Denkmal zu errichten, und ein solches erst späterer Anregung seine Entstehung zu verdanken hat. Gewiß aber erfüllt es uns mit Genugtuung, daß wir jetzt in Anlaß der Jahrhundertfeier eine treffliche Biographie H's erhalten haben, die von dem Direktor der Königsberger Stadtbibliothek, Professor Seraphim, verfaßt ist. So liegt vor uns ein kurzes Leben von vier Jahrzehnten

aufgerollt, das überreich gewesen ist an anstrengendster Arbeit und nimmer ermüdender Schaffensfreudigkeit für das geliebte Vaterland, für das Gemeinwohl seiner Mitbürger. Wahrlich, wenn wir dem lebensvollen Bilde dieses Mannes, das uns die warme Anteilnahme des Verfassers aus all dem mühsam herbeigeholten Material gezeichnet hat, folgen, so werden wir diesen Mann als Oberhaupt unserer Stadt und als liebenswürdigen Menschen liebgewinnen müssen. Kein Ostpreuße von Geburt, konnte er nicht ahnen, daß sein Leben mit dem Geschick des Landes und seiner Bewohner, die ihm bisher völlig fremd gewesen waren, auf das innigste verwachsen würde, und daß sein Name für alle Zeiten mit den Ereignissen, die bald nach seiner Herkunft als akademischer Lehrer sich drängen sollten, eng verbunden sein sollte.

Nachdem der Verfasser über die Familie und Herkunft und die geistige Entwicklung H's bis zu seiner Uebersiedlung hierher in dem Jahre 1802 das Resultat seiner mühevollen Studien uns vorgelegt hat, schildert er uns den Richter, Professor und Schriftsteller im Dienste der Reformen bis zum Jahre 1810. Seine richterliche Tätigkeit war — so weit das noch festzustellen war — überaus erfolgreich, aber der Schwerpunkt seines Wirkens lag anfangs auf dem Gebiete seiner akademischen Lehre, wo er nicht nur zu grundsätzlichen Fragen, die das hiesige Universitätenleben bewegten, mit jenem jugendlichen Eifer und Enthusiasmus, die seine ganze Tätigkeit bis zum Ende erkennen lassen, Stellung nahm, sondern auch der Jugend durch tatkräftige Teilnahme nahe trat und sich ihrer materiellen Nöte und Sorgen väterlich annahm, so daß er sich bei ihr großer Beliebtheit erfreute. Als dann das Unglück über das Vaterland hereingebrochen war, hat er in Reden und Schriften die vaterländische Gesinnung und das Nationalbewußtsein immer wieder bekundet und Mut und Hoffnung niemals sinken lassen. Von dem Wehen des Geistes, der eine Erneuerung des Staatslebens von Grund aus erstrebte, war er mächtig ergriffen, und, von dem Schicksal des Staates tief bewegt, trat er öffentlich seinen Verunglimpfern entgegen. Schon ein halbes Jahr nach dem Tilsiter Frieden hat er den großen Gedanken, der erst soviel später feste Gestalt annehmen sollte, offen ausgesprochen: Die Nation solle unmittelbar und ohne Unterschied Anteil an dem Kriegswesen nehmen, d. h. das Heer soll das Volk in Waffen sein, was ja als höchstes Ziel den Patrioten in der Reorganisationskommission vorschwebte. Aber von allen jenen Reformgesetzen hat wohl keines H. so unmittelbar berührt und interessiert wie die Städteordnung. Bei der Wahl zum Oberbürgermeister unterlag er das erstemal mit nur zwei Stimmen. So wirkte er in seinem bisherigen Berufe und als Bürger, nicht ohne daß er mit dem damaligen Minister des Innern, dem Grafen Alexander zu Dohna, in scharfen Gegensatz geraten wäre. Um die neuen Ideen der Selbstverwaltung populär zu machen, gab er ein Jahr lang das „Bürgerblatt für Ost- und Westpreußen" heraus. Auch hier geht der Verfasser auf den Inhalt ein und zeigt, wie H. das Zutrauen zwischen den durch die Städteordnung geschaffenen Behörden

und den Bürgern zu festigen und in ihnen Liebe zu ihrer Verfassung und willige Uebernahme ihrer Lasten und Pflichten zu erwecken sich bestrebte. Damit ist dies Blatt noch heute eine Quelle zur Lokalgeschichte Königsbergs und des ausgesprochenen patriotischen Geistes jener Zeit. Als nach dem Rücktritt des ersten Oberbürgermeisters H. durch das Vertrauen der Bürger zu ihrem Oberhaupt gewählt worden war, sollten Verdruß, Enttäuschung und bittere Erfahrungen in seinem Beruf nicht ausbleiben, und die Herrennatur H.'s, es mußten ja die neuen Verhältnisse „ihre Kinderkrankheiten“ durchmachen — im besten Sinne des Wortes —, ging aufgedrungenem Kampf nicht aus dem Wege. Wir verweisen auf das über Armenwesen, Bürgermiliz, städtisches Versicherungswesen, Kirchen- und Schulwesen Gesagte, von denen er das zuletzt Genannte als den wichtigsten Teil der städtischen Verwaltung bezeichnete. Daraus entsprang die für unsere Zeit kaum glaubliche Tatsache: der überbürdete und unermüdliche Oberbürgermeister einer großen Stadt erübrigt die Zeit, um selbst in den Landesgesetzen zu unterrichten! Auch die rege Tätigkeit, die H. als Vertreter der Stadt bei dem Ständischen Komitee schon seit dem Jahre 1808 ausgeübt hat, behandelt sein Biograph in dankenswerter Ausführlichkeit, und wir sehen, wie mehrfach die Initiative bei den Verhandlungen und Beschlüssen dieser Versammlung von ihm ausgegangen ist.

Besonders reich an Anfeindungen und Aufregungen für H. war die Zeit des Durchzuges der Großen Armee im Jahre 1812, wo seine notwendigen, mit Energie verlangten und durchgeführten Anordnungen nicht immer verstanden wurden. Neue große Aufgaben traten an ihn heran, als das neue Jahr anbrach. Er wird der Schriftführer des Landtages im Februar 1813, die wichtigsten Kundgebungen der Versammlung, die bedeutungsvollsten Schriftstücke derselben überhaupt sind aus seiner Feder geflossen, die den höchsten Takt, die größte Ueberlegung erforderten. „Durch seine Gewandtheit, Besonnenheit und Gegenwart des Geistes und durch seine Beredsamkeit wußte er die vielen Einwürfe oder nicht zur Sache gehörigen Anträge und Vorschläge fast immer glücklich zu beseitigen und den Maßregeln zur Erreichung des Hauptzwecks, welchen er niemals aus dem Auge verlor, Eingang zu verschaffen.“ Auch hier hat er übereinstimmend mit Scharnhorst über die Landwehr selbst die richtigen Anschauungen, indem er gegen die Stadtverordneten die Stellvertretung und Exemption als dem eigentlichen Sinne der Landwehr nicht entsprechend, nicht gelten lassen wollte. Die Richtigkeit seiner Anschauungen bestätigte der König selbst.

Ein schöner Zug ist es, daß er selbst, wie auch Graf Alexander zu Dohna, als erster in die Landwehr eintreten wollte, deren Bildung Alexanders Bruder, Ludwig zu Dohna, übernahm. H.'s kräftige, zu Herzen gehende, die Bescheinigungen der Opfergaben für das Vaterland begleitenden Worte werden zu der überaus reichen Fülle der Spenden beigetragen haben. Seine letzte schriftliche Kundgebung war ein Aufruf zugunsten der Kinder der gefallenen Landwehrmänner.

Schon waren seine Tage gezählt; einer solchen Arbeitsleistung wäre auch ein stärkerer Körper nicht gewachsen gewesen. Das Nervenfieber, das er sich bei der Lazarettbesichtigung zugezogen hatte, raffte ihn hinweg, nicht ohne daß die letzten Tage seines dem Vaterlande gewidmeten Daseins noch durch grobe, unerhörte Rücksichtslosigkeit des russischen militärischen Bevollmächtigten in unserer Stadt, des Grafen Siewers, aufs bedauernswerteste getrübt worden wären. Noch in seinen letzten Fieberphantasien beschäftigte sich der ruhelose Geist dieses Mannes mit seinem amtlichen Wirkungskreise und mit den Angelegenheiten des seiner Leitung anvertrauten ihm so teuren Gemeinwesens.

Ein farbiges Bild H.'s und einige auf die Formation und Zusammensetzung der Landwehr bezügliche Aktenstücke schmücken diesen so wertvollen Beitrag zur Kunde der großen Zeit vor hundert Jahren. —

2. Auch die als ein Denkmal der Erinnerung dem Andenken des Burggrafen Ludwig zu Dohna gewidmete Schrift Krollmanns ist als eine Gabe zur Jahrhundertfeier der ruhmreichen Erhebung Preußens bezeichnet. In der vortrefflichen Einleitung, die die Begründung der Landwehr eingehend behandelt, wird das Verdienst der Brüder Alexander und Ludwig nochmals ausdrücklich auf Grund der veröffentlichten Briefe erörtert, durch die „der Streit über die Verdienste einzelner Männer um die Gründung der Landwehr wohl seine endgiltige Erledigung findet". Dem Kundigen war Ludwig z. D. keine unbekannte Persönlichkeit mehr, wir haben vor allem von Maxim. Schultze in seiner Schrift „Um Danzig 1813", worin die bedauerlich geringen Reste der Akten über die Belagerung Danzigs im Jahre 1813 zusammengefaßt sind, eine wertvolle Biographie dieses edlen Mannes, die auch die Jahre 1806—7 bis zur Erhebung berücksichtigt, aber ein ungeschminktes getreues Bild von ihm gibt uns doch erst diese ungeahnt reiche Briefsammlung, die bisher zum größten Teil nicht bekannt war.

Welch einen tiefen Einblick gewinnen wir in die Denkweise und das Leben, in die treue verwandtschaftliche Gesinnung und innige gegenseitige Liebe der Mitglieder der Familie Dohna, insbesondere des Grafen Ludwig. Wie herzerquickend ist uns die in der Korrespondenz zwischen Ludwig und seiner Frau pulsierende reine Gattenliebe, getragen von gegenseitiger vertrauensvollster Wertschätzung. Voll und ganz hat sich die Gattin in die Ideenwelt und die Bestrebungen ihres Mannes hineinversenkt, sie versteht ihn und begreift es, wenn er ihr durch seine segensreiche Tätigkeit für das Vaterland ferngehalten wird. In gleicher Weise legen die Briefe der Brüder Alexander und Ludwig von der vollsten Harmonie zwischen ihnen überall beredtes Zeugnis ab.

Die ganze sich über die Zeit eines Jahres erstreckende Korrespondenz zwischen Ludwig einerseits und seiner Gattin und seinen Bruder Alexander anderseits hätten wir lieber nicht in vier Abschnitten auseinandergehalten, sondern der Zeit nach geordnet uns gewünscht, aber der Herausgeber wird seine Gründe

zu dieser Anordnung gehabt haben. Ein fünfter Abschnitt enthält Anlagen, worin besonders wichtige Eingaben Ludwig Dohnas u. a., sowie Briefe Alexanders an die Brüder Wilhelm und Helvetius u. s. w. abgedruckt sind.

Die weitere Entwicklung der Ereignisse ruhig abwartend, sehen wir Ludwig in den Tagen des Rückzuges der Reste der Großen Armee am Ende des Jahres 1812 auf den Gütern seiner Mutter nach dem Rechten schauend, erfüllt mit Hoffnung auf einen guten Ausgang der Sache, die ernste Lage sich nicht verhehlend, aber voll unverwüstlichen Gottvertrauens. Da Ludwig dadurch von seiner Gattin getrennt ist, so verdanken wir seinem Fernsein von ihr, das mit seinem Fortgang nach Königsberg verlängert wird, den reizenden Briefwechsel zwischen den Ehegatten. Als inzwischen Ludwig als Abgesandter der preußischen Ständeversammlung in Breslau weilt, setzen die Briefe der beiden Brüder an einander ein, bis Ludwig wieder in Königsberg ist. Ende Mai geht L. mit seiner Landwehr zur Belagerung Danzigs ab, ist also wieder von Gattin und Bruder getrennt; es folgt nun der fortgesetzte Briefwechsel mit ihnen bis zu seinem Tode.

Für die Geschichte der ersten preußischen Landwehr sind alle diese Briefe, die die höchste Wahrhaftigkeit atmen, von allergrößter Bedeutung. Schon wie die sichtbaren Beweise des Unterganges der Großen Armee den Brüdern entgegentreten, sind sie mit ernsten Gedanken an die nächste Zukunft des Landes beschäftigt, wir sehen sie in der „Vorstube“ des Schlosses nebeneinander auf und ab geben und in eifriger Behandlung der nächsten Fragen der Zukunft. Schon damals, als sie der Gebundenheit ihres Königs durch seine klägliche Lage inne waren, stand für sie die selbständige Erhebung des Preußenvolkes fest, das „Volk in Waffen“. Beide eilen, sobald von Königsberg aus der Ruf zum Landtage erschallt, dorthin. Und nun zeigen uns die Briefe die Brüder an der Arbeit zur Befreiung des Vaterlandes. Ludwig sieht seinen Platz bei der Bildung der Landwehr ihm selbst „von Gott angezeigt“, in „andere Verbindlichkeiten sich einzulassen“, lehnt er daher bewußt ab, so als Yorck ihm den ehrenvollen Auftrag erteilen will, ein Freikorps (freiwilliger Jäger) zu errichten. Wie bewundert ihn seine geliebte Amalie, eine echte deutsche Frau, die es erkennt, daß L.'s Pflicht als Preuße und zugleich als Deutscher für ihn das nächste sei. Zu lange wird der, dessen die Landwehr so dringend bedarf, in Breslau zurückgehalten. Das ihm zugefallene Arbeitsgebiet erfordert einen starken, geduldigen, ruhigen, einen nie ermüdenden, von seiner Aufgabe ganz erfüllten, von Zuversicht ganz beseelten Mann. Nach den Verordnungen für die Schaffung der Landwehr, bei deren Abfassung die beiden Brüder den Hauptanteil haben, sehen wir ihn bald an den Standorten der neuen Bataillone, überall helfend und ratend, jedermann wohlwollend und gütig sein Ohr leihend, die Fortschritte begutachtend, in ständiger Hetze, sich nicht einmal den nötigen Schlaf gönnend, bei der Fahrt von einem Standquartier zum andern im Wagen das Exerzierreglement studierend, bis er Ende Mai zur Belagerung Danzigs mit acht Bataillonen aufzubrechen hat. Wir

kennen aus Schultzes Schrift die Schwierigkeiten, die ihm dadurch entstanden, daß er anfangs als Major, später als Oberst dem russischen Obergeneral unterstellt worden war. Hier hatte er nun die Gelegenheit, seine lieben Landwehrmänner, wo es anging, zu schonen, zu schützen und sich an deren vaterländischer mutiger Gesinnung, die sich in ernsten Gefechten oft zeigte, von Herzen zu freuen. Dieser Institution gehörte sein ganzes Herz! Differenzen mit dem russischen Obergeneral mußten entstehen, da dieser auf das Menschenmaterial, zumal der ihm gleichgültigen Preußen, gar keine Rücksicht nahm. Wir bewundern die Festigkeit, den Mut, die Klugheit, das diplomatische Geschick und die Selbstbeherrschung L. z. D.'s dem wunderlichen General gegenüber, und vor allem seine edle Selbstlosigkeit. Wie blutet sein Herz, wenn er der Not seiner Landwehrmänner abzuhelfen nicht imstande ist, wie ist er voll höchster Anerkennung, wenn die armen zerlumpten Kerle im harten Winter schlecht ernährt, dennoch ihre schwere Pflicht ohne Murren tun! Aber auf strenge Pflichterfüllung sieht er, ein Offizier, der sich im Gefecht „etwas vorsichtig“ bewiesen, ein anderer, der öfters betrunken ist, werden unnachsichtig entfernt. Verwachsen mit seinen Leuten, sorgt er unermüdlich für die Witwen und Waisen seiner Landwehrmänner und Offiziere. (Seite 134, 137, 139, 140, 143.)

Die Nachricht vom Waffenstillstand ist ihm, wie seinem Bruder Alexander, etwas Entsetzliches. Nur mit Mühe vermag der Mann, der sich selbst so in der Gewalt hat, den Schmerz darüber zu verbergen, um die gute Stimmung seiner Landwehrleute nicht zu vernichten. Allen Ernstes will er, daß die Offiziere der Landwehr an den König einen ehrerbietigen Brief schreiben sollen, „um ihm zu sagen, daß sie wohl den Mut gehabt hätten, a l l e s aufzuopfern, um das Vaterland zu befreien, aber daß ihnen der Mut fehle, einen schimpflichen Frieden zu ertragen, und daß sie lieber alle sterben, als unter einem fremden Einfluß leben wollten“! Als dann in der Landwehr Veränderungen geplant wurden, durch die die Offiziere sozusagen zweiten Ranges geworden und aufs tiefste verletzt worden wären, ist es seine Meinung, daß „die Stände vom Könige die Aufrechterhaltung der einmal bewilligten Landwehrverfassung sich erbitten sollten“, und er selbst greift deshalb zur Feder und schreibt der Generalkommission in Königsberg: Es herrsche bei der Landwehr kein Sklavensinn; zwar sei der König an Einwendungen von Soldaten nicht gewöhnt, aber er wird sich entsinnen, „daß wir nicht Soldaten, sondern Landwehrmänner geworden sind“. Und dann an andrer Stelle (S. 149): „Der König und alle Gouvernements müßten sich immer dieses ins Gedächtnis rufen, daß die Landwehr aus den edelsten Beweggründen zur Errettung des Vaterlandes zusammengetreten ist, und sie nur nach dem ersten angenommenen Organisationsplan, nicht aber nach Willkühr behandelt werden darf!“

Als sich immer deutlicher herausstellte, daß der russische Obergeneral das in kurzem fallende Danzig für seinen Kaiser in Besitz zu nehmen strebte, da war es Ludwig z. D., der dies unter allen Umständen und um jeden Preis zu ver-

hindern suchte, was ihm freilich nicht gelang. Aber im Gefolge des russischen Generals mit einzuziehen, weigerte er sich und hatte die Genugtuung, daß ihm und seinen Landwehrmännern eine freundliche Begrüßung durch die Volksmenge allein zuteil wurde. Unermüdlich arbeitete er dann daran, daß die Russen ihr Ziel nicht dauernd erreichten. Freilich sollte er ihren Abzug nicht mehr erleben, da auch ihn bei der unermüdlichen Sorge für seine Landwehrmänner das Lazarettfieber dahinraffte.

„Gott verhelfe uns allen nach einem ehrenvollen Kriege und im gesegneten Frieden in unsere ländlichen Wohnungen; wie froh will ich dann wirthschaften und des ruhigen Lebens genießen!" Dieser Wunsch ist ihm nicht erfüllt worden. In ihm aber hat das gesamte Vaterland einen seiner edelsten Söhne verloren, dessen Andenken uns Nachlebenden heilig sein und bleiben wird! —

3. Auch die dritte Schrift verdankt ihre Entstehung dem Gedanken der Jahrhundertfeier, wozu gerade unsere Provinz alle Ursache hat. Die Anregung dazu ist dem Landeshauptmann zu danken, dem eine Schrift, die die Franzosenzeit nach der Akten des Provinzialarchivs zusammenfassend schildern sollte, diesem Zwecke mit Recht am besten zu entsprechen schien. So hat Bezzenberger seine vor Jahren begonnene Arbeit wieder aufgenommen und die Akten der zeitgenössischen Darstellung darin sprechen lassen, wie sie im Provinzialarchiv noch vorhanden sind. Hinzugenommen wurden noch die Akten des fürstl. Dohnaschen Archivs in Schlobitten und dann in größerem Umfange die Akten des ehemaligen Oberpräsidenten v. Auerswald im Königl. Staatsarchiv, aus denen der Verfasser uns in einer knapp gehaltenen Darstellung ein erschütterndes Bild jener Zeit entwirft, das eine Menge neuen Stoffes zu den uns aus früheren Schilderungen bekannten Tatsachen hinzufügt.

In einem kurzen Vorwort berichtet uns der Verfasser, daß unter dem 26. September 1870 eine Ermittlung der Geldbeträge und Werte, welche die Franzosen in den Jahren 1806—13 erhoben haben, mit Rücksicht auf die bevorstehenden Friedensverhandlungen von Bismarck verlangt war, und daß das Resultat der angestellten Zusammenstellungen von Toeppen in einem Aufsatz der Altpr. M.-Schr. 1871 niedergelegt worden ist. Da aber von vielen Kreisen die Akten nur unvollständig noch vorhanden waren, blieb es ein Torso — und muß es auch heute noch bleiben.

Für uns Nachlebende konnte die absolute Richtigkeit jener festgestellten Verlustsummen etc. nur nebensächlich sein, denn die Verluste sind heute Gott sei Dank überwunden. Von höchstem Wert aber ist es dagegen in diesen Erinnerungstagen für uns durch die Voreltern zu hören, wie sie unter der Brutalität fremder frecher Gewalthaber im großen und kleinen zähneknirschend gelitten, dabei aber festgehalten haben an der Treue zum König, dem Glauben an den Stern des Vaterlandes; und wie unerschütterlich ihr Mut, wie unbeugsam

ihr Wille, wie unbegrenzt ihre vaterländische Opferwilligkeit gewesen sind, das sollen wir auf uns wirken lassen und uns prüfen, ob wir ihrer wert sind! Und als Grundlage hierfür sollen uns die oben angegebenen Akten dienen.

In kurzen Worten weist der Verfasser auf die Schule des Leidens hin, die unser Land, seit der Orden die Hand darauf gelegt, hat durchleben müssen, und zeigt dann, wie diese furchtbaren Zeiten des Elends zugleich doch das Ehrgefühl, den Willen, die Tapferkeit, den Gemeinsinn, die innere Vertiefung und besonders die Liebe zur Scholle und das deutsche Empfinden hervorgebracht haben, wovon unsere Vorfahren beseelt waren.

Der Verfasser geht nun im allgemeinen auf die Not der ersten Zeit nach dem Zusammenbruch ein, die besonders für die mittleren Kreise der Provinz furchtbar war, die in gleicher Weise von den verbündeten Russen wie von den Franzosen verwüstet wurden. Erschütternde Berichte und Klagen der Behörden wie einzelner Einsassen geben ein lebendigeres Bild davon, als starre Zahlen es vermögen. Die ermittelten ungeheueren Verluste erhöhen sich durch indirekte Verluste ins Riesige, zu denen die Kriegskontributionen, Königsberg und der Provinz auferlegt, hinzukommen, die kurz zusammengefaßt dargestellt werden.

Aus allen diesen Darstellungen sieht man, daß die Provinz ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen war, als sie nach dem Tilsiter Frieden auf den Trümmern, die ihren Boden bedeckten, den Kampf um ihre wirtschaftliche Zukunft aufnahm. Sie hat ihn ruhmvoll geführt, doppelt ruhmvoll, weil der französische Uebermut ihr bald neue Lasten auferlegte, die durch die Regulierung der gutsherrlichen Verhältnisse u. a. noch gesteigert wurden. Die Zeit von 1812 wird dann nach den Darstellungen bei Schmidt, „Ostpreußens Schicksale“, und nach einer handschriftlichen Schilderung im Provinzialarchiv mit dankenswertem neuen Material gegeben.

Vor diesem Hintergrunde erfolgten die Konvention von Tauroggen und der Königsberger Landtag. Die ungeheuren dadurch bewirkten Anstrengungen werden einer Durchsicht unterworfen, dabei vielfach richtiggestellt und durch herzerquickende Beispiele — z. B. das von der Landwehrbildung auf der Besitzung des Herrn von Berg in Gr. Borken — neu belebt. Mit Nachdruck weist der Verfasser dann darauf hin, daß die großen Taten der preußischen Landwehr nicht nur dem Patriotismus, sondern auch der Gottesfurcht zu verdanken sind. (Das mag allen jenen gesagt sein, die neuerdings diese Tatsache in Abrede zu stellen wagen. Anm. d. Rezens.) Der Verfasser bemüht sich dann, annähernd endgültige Zahlen bei der Bildung der Landwehr festzustellen, und faßt dann auf Grund der summarischen Uebersichten in den umfangreichen Anlagen die gesamten nichtvergüteten Kriegsschäden Ostpreußens mit mehr als 132 Millionen zusammen, nicht ohne die mehr als doppelte Zahl bei Baczko als durchaus möglich zu bezeichnen.

„Wenig an irdischen Schätzen“, so schließt der Verfasser, „haben die Männer von 1813 uns, ihren Enkeln, hinterlassen können. Aber trotzdem fühlen wir uns nicht arm. Vererbten sie uns doch die mit ihrem Leben erkämpfte Freiheit der Heimat und die mit Gut uud Blut von ihnen besiegelte große Lehre Fichtes von der Verantwortlichkeit jedes einzelnen für Wohl und Ehre des Vaterlandes — jene als köstlichen Besitz, diese als unüberwindliches Bollwerk der ostpreußischen Mark!“ —

Paul Czygan.

A. Rosikat, Gymnasialprofessor in Königsberg i. Pr. „Individualität und Persönlichkeit“. Ein Klärungsversuch. Leipzig. (Krüger & Co.)

Individualität und Persönlichkeit — Individualität, die gern ausgelebt sein will, und Persönlichkeit, nach Goethes viel zitiertem Wort: der Erdenkinder höchstes Glück — zwei Worte, in denen das Grundproblem der Ethik kurzen und programmatischen Ausdruck erhält. Daseinstatsächlichkeit und hoher Lebenswert, die Bindung unseres Lebens in das mechanisch Triebmäßige des Naturverlaufs und Streben nach ausgeprägter Menschenwürde — das sind die gegensätzlichen Vorstellungen und Tatsachen, die in dem Begriffspaar: Individualität und Persönlichkeit zueinander in Beziehung treten.

Mode- und Schlagworte erfahren selten von der Wissenschaft aus eine eigene gründliche Behandlung. Zu weit liegt auch heute für das eigentliche Interesse auf seiten der Wissenschaft wie des Lebens beides auseinander. Und doch quellen aus dem Leben Strömungen und Strebungen und weisen der Forschung Bahn und Richtung; und aus der Wissenschaft, aus dem Bereiche der Geistigkeit fällt manch ein Begriff aus, und wie ein gärendes Ferment wirkt er in den Köpfen und lebenspraktischen Auffassungen oder wird als Etikett dieser oder jener Zeitströmung aufgeheftet. So ist es außer mit vielen anderen auch mit diesen beiden Begriffen: Individualität und Persönlichkeit. Unklarheit und Mißverständlichkeit verleiht ihnen besondere Dauerkraft und Wirksamkeit. —

Einen „Klärungsversuch“ unternimmt Rosikat in betreff dieser beiden Begriffe — keine Ausbeutung ihres Inhalts in der Richtung einer der gegenwärtigen Kultur- und Geistesströmungen, sei es Individualismus oder Monismus, Sozialismus oder Aristokratismus etc. Diese Untersuchung legt klar, was in den beiden Begriffen gedacht wird und gedacht werden muß; so verbindet sie historische und begriffliche Darbietung in anregenden, vom trockenen Ton bloßer Wissenschaftlichkeit freien Untersuchungen.

Individualität und Persönlichkeit entsprechen einander wie Individuum und Person. Cicero, Sigwart, Virchow, Rickert, Nägeli geben Anhaltspunkte für die erste grundlegende Bestimmung: „Des Menschen Individualität ist demnach seine Eigenart, soweit sie durch die Natur bestimmt ist“ (S. 15) — während als konstitutives Merkmal des Persönlichkeitsbegriffes „der Wille als Bewußtheit menschlicher Betätigung“ (S. 16) erscheint. Persönlichkeit kann kein Naturgeschöpf sein, der Causalität unterworfen — es ist ein zu autonomer Setzung von Zwecken befähigtes Vernunftwesen. Schiller, Kant, Goethe erscheinen als Gewährsmänner für diese Bestimmung. Der Mensch ist ein Naturwesen und eine Person; er nimmt also eine Doppelstellung ein. Goethes Wahlverwandtschaften, Kants Philosophie, Nietzsche, Sokrates, griechische und moderne Philosophen und Schriftsteller werden in schneller Folge vom Verfasser gestreift. Als Resultat ergibt sich ihm die Behauptung eines tiefen Individualitätspunktes für jeden einzelnen Menschen, also einer unwiederholbaren Eigenart und Einzigartigkeit jedes Menschen — einer Tatsache, die mit dem in Beziehung gebracht wird, was Goethe einmal als die „Fortifikationslinie seines Daseins“ bezeichnet, die jede edlere Natur in sich selbst erkennen muß, wenn sie ihrer Art gemäß leben und handeln will. Sie kennzeichnet eine bestimmte Originalität, in besonderer Stärke ein vornehmstes Charakeristikum des Genies, das aus dem innersten Gehalt seines Wesens herauswirkt. Zwei Grenzlinien zieht der Verfasser diesem Wirken des einzelnen aus der klaren Erkenntnis seiner Eigenart heraus: die Rechte anderer, die unangetastet bleiben müssen, und die Gefahr übel angebrachter Nachahmung, die eine eigene wohlbegründete Lebensführung bisweilen zeitigen kann. Hier bedarf es feinfühligen Taktes als eines regulierenden Moments in der praktischen Lebensentfaltung des Individuums, damit das Individualitätsstreben nicht als Schattenseite eine subjektivistische Tendenz aufweise — moralischen Nihilismus, Zynismus, Vornehmtuerei. In dieser Richtung liegen die Strebungen der Emanzipation des Fleisches, Nietzsches aristokratischer Individualismus, Max Stirners Kampf um das Recht des einzelnen. Allerdings wird gerade auch in Nietzsches Lehre vom Übermenschen und in voller Klarheit bei Paul de Lagarde die Individualität zugunsten der Persönlichkeit entthront, und trotz vieler Differenzen gilt für beider Auffassungen doch das besondere kennzeichnende Merkmal der Persönlichkeit: die Kraft des Willens, die von dem mehr triebmäßigen Verhalten des Individuums sich deutlich abhebt, „jene innere Geschlossenheit des Menschen, die der Individualität nur als ein Gnadengeschenk der Natur zuteil wird.“ (S. 44.) Diese Festigkeit kann darin bestehen, daß der Wille nur in der Richtung der Triebe zu handeln braucht, ohne im eigenen Innern des Menschen jene Triebe als widerstreitende Kräfte bekämpfen zu müssen. „Persönlichkeit“ in diesem Sinne als die Herrschaft nur eines irgend wie gearteteten Willens ist etwa vorhanden bei Phalaris, Ezzelino de Romano, Cesare Borgia. (S. 47.) Aber damit der bloß wollende Mensch nicht die be-

gründeten Interessen seiner Mitmenschen durchkreuzt, muß sein Wille zum Vernunftwillen werden; und damit mündet die Untersuchung unseres Verfassers in die Kantische Auffassung des Sittlichen ein. So ergeben sich dem Verfasser zwei Gruppen von Persönlichkeiten; bei der einen liegt das Persönlichkeitswollen in der Richtung der Triebe, der Individualität: Bach, Mozart, Bismarck — und bei der andern im Kampf und Gegensatz zur Individualität: Michel Angelo, Schiller, Beethoven, Goethe oder auch Paulus, Augustinus, Luther. —

Noch manch feiner Zug wird von dem Verfasser dem Gesamtbilde, das er von der Individualität und der Persönlichkeit entwirft, eingefügt; in das Innere der dichterischen Produktion bei Lessing, Goethe, Schiller verfolgt er das Problem; im Regierungswalten Wilhelms I., in der Philosophie Rudolf Euckens wie in der Entwicklung des philosophischen Denkens überhaupt spürt er der Gegensätzlichkeit und der Eigenart von Individialität und Persönlichkeit nach, und an einer Fülle von Beispielen aus dem praktischen Leben gewinnt das Problem Klarheit und plastische Gestalt. An mehr als einer Stelle berühren die Erwägungen tiefste philosophische Probleme — ich erinnere nur an das psychologische Problem des Willens und an die metaphysische Frage des Pluralismus und des Singularismus in der Auffassung der einzelnen Individualität. Mag man in diesen oder andern prinzipiellen Grundproblemen auch eine andere Stellung einnehmen als der Verfasser, die Konsequenzen, die aus den Grundfragen gezogen werden, bewahrheiten sich in ihrer praktischen Verwendung. Und immer wieder schöpfen die Erwägungen des Verfassers fruchtbare Gedanken aus dem Reichtum unserer Klassiker, bis die Darlegungen in den Bereich des Nationalen und Vaterländischen einmünden. Das Vaterland mit seinen Zwecken und Zielen weckt vor allem Persönlichkeiten; das Vaterland ist nach dem Verfasser der eigentliche Wirkungsbereich der Persönlichkeit. —

Die vorliegende Schrift ist ein wertvoller Beitrag für die Art, in der abstrakte, für unser Leben und Wollen so wichtige Begriffe frisch und anschaulich behandelt und damit wirkensfähig gemacht werden können. Es wäre verdienstlich, in ähnlicher Art noch andere unserer Mode- und Schlagwörter zu klären — es wäre ein Vorteil nicht nur für die intellektuelle Einsicht, sondern auch für die Lebenspraxis aller derjenigen, die ihr Handeln nicht von der Zufälligkeit des äußeren Lebens restlos bestimmen lassen, sondern das Bedürfnis haben, es nach Zweckgedanken selbst zu leiten.

Dr. H. Hegenwald.

Aug. Herm. Lucanus' Preußens uralter und heutiger Zustand. 1748. Band I. Herausgegeben im Auftrage der „Literarischen Gesellschaft Masovia" zu Lötzen (Lieferung 1 und 2, Lötzen 1901; Lieferung 3, Lötzen 1912) VIII + 16 + IV + 451 S. In Kommission bei Thomas und Oppermann (Ferd. Beyers Buchhandlung) in Königsberg i. Pr.

„Historisch-geographische und politische Abbildung der Kreise, Haupt- und Kammerämter, Städte, Festungen, Schlösser, Flecken, Herrschaften, Erzpriestertümer, Häfen, Seeen, Inseln, Nehrungen, Tiere, Naturalien, Schätze und anderer Seltenheiten des Königreichs Preußen, nach dessen alten Völkern, Lebens- und Kriegesart, Regenten, Landesverfassung, Regierungsform, Macht und Reichtum, Sitten, Religion, Kirchen- und Schulwesen, Justiz, Polizei, Oekonomie, Manufakturen, Münzen, Nahrung, Handel und Gewerbe, samt einem Verzeichnis der Preußischen Scribenten": so lautet der ausführliche Titel dieser in einer Originalhandschrift von 1742—1748 und mehreren gleichzeitigen Kopien erhaltenen Beschreibung Altpreußens, mit deren Herausgabe die Literarische Gesellschaft Masovia einen wertvollen Beitrag zur Kunde unserer Heimat geliefert hat. Denn das Werk bildet in der Tat in seinen Hauptteilen eine sorgfältig angelegte Geographie des ganzen Preußenlandes, so weit es einstmals dem Deutschen Orden gehört hatte. Der erste Teil (von Fol. 1—380, in dieser Ausgabe S. 1—301) enthält auf Grund zahlreicher alter Geschichtsschreiber von Tacitus an bis auf die Acta Borussica, mit Benutzung von Dusburg, Hennenberger, Lilienthal, Hartknoch, Caspar Stein, dem Erläuterten Preußen und vielen anderen Chronisten und Schriftstellern die Geschichte des Deutschen Ordens, der Reformation, der Herzöge und der beiden ersten Könige von Preußen sowie eine genaue Darstellung der ganzen Regierung und Verwaltung in allen ihren Teilen, des Rechtswesens, der Schulen, des Handels sowie viele Bemerkungen über Sitten und Leben, Religion und Herkunft, Sprache und Trachten der Bewohner, wie sie der Verfasser in seiner Zeit selbst kennen gelernt hatte; auch die Pflanzen- und Tierwelt schildert er nicht nur nach anderen Autoren, sondern auch auf Grund eigener Beobachtungen, wie er z. B. (S. 278 ff.) über die Elentiere und ihre Jagden in der Kapornischen- und Fischhausischen Heide, über die Winterfütterung der Auerochsen unweit des Amts Taplacken bei Labiau, über den Bernstein und das damalige Klima sehr interessante Angaben macht. Der zweite Teil (Fol. 381—682 der Handschrift) gibt dann die Beschreibung der zur Zeit des Verfassers unter der Krone Preußen stehenden Landschaften 1. Samland und Litauen nach den einzelnen Hauptämtern Königsberg, Fischhausen, Schaaken, Tapiau, Neuhausen, Labiau, Insterburg, Ragnit, Tilsit und Memel (S. 301—451 der Ausgabe, deren bisher fertiggestellter erster Band bis hierher reicht); 2. Natangen, 3. Oberland, sonst Pomesanien, während der dritte Teil (Fol. 685—746) vom polnischen Preußen handelt, also dem heutigen Ermland und Westpreußen; am Schluß (Fol. 747—802) folgt ein sehr umfangreiches

„Verzeichnis derer Preußisch- und Pohlnischen so ungedruckt als gedruckten Scribenten“ und ein Namenregister.

Die Beschreibung der einzelnen Landschaften in dem bisher gedruckten Teil ist sehr eingehend und nennt alle Städte, Kirchdörfer, Kammerämter mit ihren bedeutendsten Gebäuden und Einrichtungen und ihrer Geschichte, zählt auch viele einzelne Rittersitze und Schlösser im Lande auf, deren Einzelheiten sie uns in ihrem damaligen Zustande genau vorführt, so z. B. Neuhausen, Kleinheide, Friedrichstein, Beynuhnen, die auch wegen ihrer schön angelegten Gärten gerühmt werden. Am längsten verweilt der Verf. bei Königsberg, dessen Stadtteile, Königl. Schloß, Universität und Bibliotheken eingehend besprochen werden. Auch sonst fügt er zwischen die Darstellung der einzelnen Ortschaften mancherlei unterhaltsame oder belehrende Abschnitte, meistens aus anderen Schriftstellern, ein, so z. B. aus dem erst kurz vorher erschienenen Buch „Erläutertes Preußen“ die Abschnitte über „das preußische Paradies“ zwischen Pillau und Lochstedt, die Vierbrüdersäule, den großen Friedrichsgraben; besonders eingehend und aus persönlicher Kenntnis heraus aber schildert er uns die Verhältnisse in Litauen und gibt manche, sonst weniger bekannte Einzelheiten z. B. über die fürstl. anhalt-dessauische Herrschaft Norkitten und Fürst Leopolds Palais in Bubainen, über die Aufnahme der Salzburger durch Friedrich Wilhelm I. und ihre Tätigkeit in der neuen Heimat, über die Mennoniten in der Tilsiter Niederung, die 1713 vom König aufgenommen, 1732 wegen Widerstands gegen die Werbungen und den Kriegsdienst vertrieben, 1740 aber durch Friedrich II. wieder zurückgerufen wurden.

In diesem Abschnitt findet sich auch die jüngste Zeitangabe; sie betrifft den großen eingezäunten Tiergarten von Beynuhnen, der i. J. 1748 aufgegeben wurde. Dies ist nämlich das Jahr der Vollendung des ganzen Werkes; über dessen Verfasser macht der eine Herausgeber des dritten Hefts, Dr. G. Sommerfeldt, in seiner Einleitung ausführliche Angaben. Es ist der Hofgerichtsrat August Hermann Lucanus aus Halberstadt, 1724—1749 bei dem damals neu eingerichteten Litauischen Hofgericht in Insterburg angestellt. Dieser aus dem Herzen Deutschlands von König Friedrich Wilhelm I. hierher versetzte hohe Justizbeamte gewann in seinem neuen Wirkungskreise ein solches Interesse an den ihm so ganz unbekannten und fremden Menschen und Verhältnissen, an der Geschichte und Ortskunde dieses Landes, das dem Königreich Preußen doch erst vor kurzem den Namen gegeben hatte, daß er mit Benutzung alles ihm nur erreichbaren Quellenmaterials mehrere Ausarbeitungen darüber verfaßte. Die letzte und umfangreichste davon liegt in der von ihm selbst geschriebenen Foliohandschrift Nr. 1553 der Kgl. Bibliothek zu Königsberg vor, die der Verf. i. J. 1749 beim Scheiden aus Ostpreußen selbst der Kriegs- und Domänenkammer zu Gumbinnen geschenkt hat. Auch über diese Handschrift und die aus ihr genommenen zum Teil mit Zusätzen versehenen Kopien (z. B. Kgl. Bibliothek Nr. 1551, Kgl.

Staats-Archiv, Kgl. Regierung zu Gumbinnen u. a.) sowie über die Grundsätze bei der Herausgabe des Werks findet man in G. Sommerfeldts Einleitung (S. 13—16) erwünschten Aufschluß. Leider sind diese Grundsätze nicht einheitlich durchgeführt worden. Während der Herausgeber der ersten beiden Lieferungen (S. 1—316), K. A. Maczkowsky in Lyck, die z. T. fehlerhafte Kopie Nr. 1551 seinem Druck zugrunde legte, gibt Sommerfeldt von S. 317 an einen — bis auf kleine orthographische Aenderungen — wortgetreuen Abdruck der Lucanus'schen Originalhandschrift Nr. 1553. Es ist selbstverständlich, daß nur dieses das richtige Verfahren ist, und es ist zu wünschen, daß der Herausgeber sich der mühsamen und zeitraubenden Arbeit, eine Abschrift nach demselben Grundsatz auch für pen zweiten Band herzustellen, auch fernerhin unterziehen möge. Denn der dritte Mitarbeiter an dieser Publikation, Emil Hollack, der infolge Behinderung Dr. Sommerfeldts von S. 411 an für die letzten 40 Seiten die Abschrift und den Druck besorgte, ist seiner Aufgabe nicht völlig gewachsen gewesen.

Es ist zwar anzuerkennen, daß durch seine Hilfe nun endlich die schon seit 11 Jahren unterbrochene Publikation weitergeführt werden konnte, aber für eine solche Editionsarbeit hat er sich doch nicht als geeignet erwiesen. Denn einmal ist die größte Zahl seiner Fußnoten bei einem solchen Abdruck einer Handschrift ganz überflüssig, z. B. S. 412 ff. die Zitate aus Voigt, S. 439—447 die vielen aus Sembritzki, Geschichte Memels, wofür ein einmaliger Hinweis genügte, und S. 431—447 die nur orthographischen, von selbst verständlichen Änderungen von Ortsnamen wie Ballgarden, Senteinen, Drangowski statt Balgarden, Sentainen, Drangowsky u. a. m., S. 448 die eigenen Zusätze; dadurch wird der Umfang der Publikation unnütz vergrößert und die Kosten vermehrt. Dann aber, und das ist das weitaus Wichtigere, besitzt Hollack entweder nicht die notwendige Kenntnis, um Handschriften zu lesen, besonders wo es sich um lateinische Worte handelt, oder nicht die erforderliche Sorgfalt, um eine diplomatisch getreue Texteswiedergabe herstellen zu können. Zum Beweise mögen hier einige recht auffallende Abweichungen seines Druckes (S. 411 ff.) von der Handschrift Nr. 1553 angeführt werden. Gleich anfangs sind die Fehler besonders zahlreich. S. 411 Z. 15 bietet Ms. 1553 fol. 501: aufrührische; S. 412 Z. 2 bietet Ms. 1553 u. 1551 fol. 501 Z. 10 v. u. Drayke, und nicht Droyke, wonach Hollacks Anm. 1 unnötig wird; S. 412 Z. 4 bieten die Handschriften: Unter den, S. 412 Z. 20 steht 1362 (nicht 1364!); S. 412 Z. 29 das (nicht: daß!); S. 413 Z. 2 fehlt in Ms. 1553 u. 1551 hinter „einer“ das Wort „Seite“. S. 413 Z. 5 steht: konte; Z. 16 Vladislav; Z. 29 aufrührisch; Z. 28 passiren; S. 414 Z. 9 Holtz; Z. 21 Guarnison; Z. 22 Decembre; Z. 24 Anmarch; S. 415 Z. 5 Pilkalln; S. 416 Z. 31 Curassier-Regiment, S. 418 Z. 3: 1312 (nicht 1313!), S. 418 Z. 7 Gandolff, S. 425 Z. 15 kranck, S. 425 Z. 19 des (nicht das!) S. 425 Z. 38 negotiiren (nicht negatüren!); S. 440 Z. 11 ist die Abkürzung des Namens des bekannten Geographen Cluver. fälschlich zu Cluvernus ergänzt u. a. m.

Hoffen wir also, daß der zweite Band der Ausgabe unseres Lucanus durch berufene Hand in nicht zu langer Zeit glücklich zu Ende geführt werde! Denn wenn auch der erste, geschichtliche Teil nur eine Kompilation aus andern, uns noch heute erhaltenen, mehr oder weniger glaubwürdigen Quellen ist, so rechtfertigen doch die beiden anderen Hauptteile vollkommen den auch von Hollack S. 427 angeführten Wunsch Beheim-Schwarzbachs, „daß dieses Buch mit seinem unschätzbaren Material nicht bloß Eigentum der Archive und Bibliotheken bleibe, sondern durch Druck endlich einmal dem größeren Publikum zugänglich gemacht werde*)“.

Prof. Dr. Loch.

Richard Dethlefsen, Die Domkirche in Königsberg i. Pr. 12 Lichtdrucktafeln, Format 32 : 48 Zentimeter und 100 Seiten Text mit 88 Textabbildungen. Berlin, Verlag von Ernst Wasmuth, 25 Mark.

Nachdem Hermann Ehrenberg 1901 die Geschichte der Schloßkirche in Königsberg hatte erscheinen lassen, haben von den Königsberger Kirchen neuerdings die Steindammer Kirche durch Karl, die Tragheimer durch Machmar (1912) ihre Historiographen gefunden. Nun ist, an Bedeutung und Umfang diese Schriften überragend, ein schönes, in jeder Beziehung reiches Werk über den ehrwürdigen Dom der altpreußischen Hauptstadt gefolgt, das wir keinem andern als dem Manne verdanken, der die Erneuerungsarbeiten der Kathedrale bestimmt, geleitet und zur Vollendung gebracht hat. Der Provinzialkonservator Ostpreußens, der Königl. Baurat Prof. Dethlefsen, den wir schon durch andere treffliche Arbeiten, so zuletzt noch durch seine ostpreußischen Bauernhäuser und Holzkirchen als einen gelehrten Kenner kunstgeschichtlicher Entwicklung kennen gelernt haben, war zu der Publikation, auf die hinzuweisen der Altpr. Monatsschrift nur zur Freude gereichen kann, also ganz besonders berufen, und wir dürfen sagen, daß sie in der Geschichte unserer kunst- und baugeschichtlichen Studien einen bleibenden hohen Wert behaupten wird. Der Leser merkt es alsbald, daß der Verfasser aus dem Vollen schöpft, daß niemand den Stoff auch nur annähernd so übersehen und meistern könnte wie er. Dazu kommt eine edle, in ihrer Schlichtheit besonders wirksame Darstellung, die es versteht, aus der Fülle des

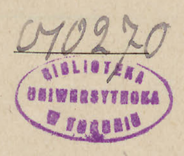
*) Inzwischen ist noch Heft 1 des II. Bandes des Lucanus'schen Werkes von E. Hollack herausgegeben worden. Die weitere Fortsetzung hat wieder Herr Dr. Sommerfeldt übernommen.

Die Redaktion.

Einzelnen stets den Blick auf das Wesentliche zu lenken und das Eigentümliche in dem Kunstgeschehen klar zu erfassen und in große geschichtliche Zusammenhänge einzureihen. Die im Texte und auf besonderen Blättern gegebenen bildlichen Darstellungen stehen in jeder Beziehung auf der Höhe und sind ein schöner Schmuck des schönen Textes. Wir sehen an uns die Baugeschichte der Domkirche vorbeiziehen in den Tagen des Mittelalters und dann in den Jahrhunderten seit der Reformation, die ja aus naheliegenden Gründen für die innere Einrichtung des Gotteshauses von eingreifender Bedeutung werden mußte. Die Gegenstände der Innenausstattung werden ebenfalls genau, aber nicht mehr chronologisch untersucht und beschrieben. Dethlefsen hatte für die Geschichte des Domes bereits Vorläufer, der Professor und Dompfarrer Gebser und der Professor August Hagen, der bekannte „Kunsthagen", haben bereits 1833 ein für jene Zeit sehr vortreffliches Werk über den Dom geschrieben und dabei auch die Epitaphien verzeichnet und genau beschrieben. Naturgemäß war das eine wertvolle Vorarbeit für den neuen Historiographen des Domes, besonders in den antiquarischen und rein historischen Teilen seines Werkes. Aber das alte Werk macht das neue nicht entbehrlich, vollends in den rein baugeschichtlichen Abschnitten empfinden wir dankbar den Fortschritt der Forschung, sie geben dem Werke seinen eigentümlichen Wert. — Es mag dem Referenten, dem die geschichtlichen Teile des Buches näher liegen als die rein kunsthistorischen, gestattet sein, zum Schlusse noch auf eine historische Angabe des Verfassers einzugehen, die nicht völlig einwandfrei erscheint, aber doch der Erörterung wert ist, da sie die älteste Geschichte des Domes betrifft. Dethlefsen spricht Seite 1 von der Verlegung des Domes von der ursprünglichen Stelle in der Altstadt nach dem Kneiphof und sagt, der Bischof Johann von Samland habe schon Ende der 20er Jahre des 14. Jahrhunderts von der Absicht gesprochen, die Kirche zu verlegen und zitiert etwas summarisch: „Urkunden von 1320". Gemeint sein kann nur die Stelle in der Urkunde vom 8. April 1327 (Mendthal u. Wölky, Urkundenbuch des Bistums Samland Nr. 251), an der es heißt: si processu temporis i p s a n o s t r a k a t h e d r a l i s a d l o c u m a l i u m magis congruum propter meliorem eius statum concedente domino t r a n s l a t a f u e r i t . . Nun hat aber der Verfasser die Notiz des Canonicus Sambiensis in Script. rer. Pruss. I S. 286 übersehen, der schon zum Jahre 1317 bemerkt: item in isto anno aedificabatur ecclesia cathedralis in Kunigisberg. Der Canonicus, der 1313 Domherr wurde und bis 1338 seine Aufzeichnungen gemacht zu haben scheint (Toeppen in Scr. r. Pr. I 272), also Zeitgenosse war und als Domherr den Dingen nahestand, ist doch eine Quelle, die nicht ohne weiteres für wertlos gehalten werden darf. (Die Stelle hat neuerdings herangezogen P. Rhode, Königsbergs Stadtverwaltung einst und jetzt, S. 20.) Die Angabe in der Urkunde von 1327 widerspricht dem Canonicus nicht notwendig, denn „si translata f u e r i t" schließt ja nicht aus, daß mit dem Bau bereits schon b e g o n n e n worden ist. Gewichtiger wäre gegen die Angabe

des Canonicus der Einwand, daß vor dem zwischen Orden und Bischof abgeschlossenen Teilungsvertrage von 1322 der letztere auf der Insel des Kneiphofs nicht wohl bauen konnte. Indessen beendet dieser Vertrag ja alte Streitigkeiten territorialer Art zwischen Orden und Bischof, und tatsächlich könnte ja der letztere 1317 versucht haben, auf dem umstrittenen Gebiete den Kirchenbau zu beginnen, um ihn dann notgedrungen zunächst wieder aufzugeben oder zu unterbrechen. Läßt sich die Notiz des Canonicus Sambiensis halten, so wäre schon 1317 an der Kirche gearbeitet worden. Ich will die Frage nicht entscheiden, wohl aber den Lokalforschern zur Erörterung stellen. — Nicht ohne Fehler ist der Druck. So bemerke ich Seite 56 in der 2. Inschrift auf dem Kreytzenschen Epitaph laemtamque statt laetamque, in der 1. Frederic statt Fredericus, auf derselben Seite in der Inschrift zu Ehren Mörlins offa statt ossa, Seite 51 Z. 6 v. u.: ecelesiae statt ecclesiae u. a. m. Auf der letzteren Seite sind drei Bildwerke erwähnt, die in das große Westfenster eingelassen sind und auch der Verglasung von 1841 angehörten. Sie stellen Siegel dar. Ihre Legenden sind aber ganz verderbt wiedergegeben, wie schon ein Blick auf die Seite 1 gegebenen Siegelnachbildungen zeigt. Es wird sich hier entweder um eine Häufung von Druckfehlern, oder um Lesefehler handeln. Nicht billigen möchte ich es auch, daß die auf Inschriften nicht seltene Verbindung von i und j als y wiedergegeben wird (z. B. Seite 59 py statt pij, wo das einsilbige py gar nicht in den Pentameter paßt). Diesen kleinen Ausstellungen, in denen der Herr Verfasser nur den Beweis aufmerksamer Lektüre sehen möge, möchte ich zum Schlusse noch eine Bitte hinzufügen. Dethlefsen selbst wünscht, daß sein Werk „dem Besucher der Kirche ein Handbuch“ sein möge, „in dem sich die Gegenstände seiner Wißbegier leicht und sicher auffinden lassen“. Ich fürchte, dazu ist das Werk zu groß, zu unhandlich und auch zu teuer. Es wäre aber hocherfreulich, wenn aus dem großen Werke, das sich an den tiefer interessierten Freund kirchlicher und baugeschichtlicher Vergangenheit wendet, ein kurzer Auszug als „Führer durch den Dom“ hergestellt würde. Er würde viel praktischen Nutzen stiften. Möchte es dem Herrn Verfasser gefallen, sich dieser Arbeit zu unterziehen oder sie nach seinen Direktiven zu veranlassen. Das ist der Wunsch, den ich dem Danke hinzufüge, den wir dem Verfasser für seine schöne Gabe schulden.

A. Seraphim.





Autoren-Register.

Sach-Register.

E. Wernichs Buchdruckerei, Elbing.